



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

Fünftes Buch. Die Ehrlichkeit der Jesuiten oder die Söhne Loyola's in ihrer
wahren Gestalt.

urn:nbn:de:hbz:466:1-11964

Fünftes Buch.

Die Ehrlichkeit der Jesuiten

oder

die Söhne Loyola's in ihrer wahren Gestalt.

Ich hab's Euch g'sagt, Ihr habt's gehört:
Wir sind gewesen lang behört;
Daß Lug und Trug so breit sich macht,
Die Schwarzröck' haben's dahin gebracht,
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Ignatius!

Wo sich der Teufel steckt ein Ziel,
Da han die Schwarzröck' Hand im Spiel,
Und wo man ihn mit Spott und Hohn
Erfäust, da laufen sie davon;
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Ignatius!

Auf Landsknecht gut und Reiters Muth,
Auf, hant entzwei die schwarze Brut!
Erst muß sie treffen göttlich' Rach',
Soll oben stahn die gute Sach',
Die Wahrheit mögens leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Ignatius!

Altes Soldatenlied.

und

Die Gerechtigkeit der Götter

oder

die Götter Gerechtigkeit in ihrer wahren Gestalt.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Die Götter sind gerecht.

Erstes Kapitel.

Der ewige Kampf der Söhne Loyola's mit der
übrigen katholischen Geistlichkeit.

Die geschlechtlichen Ausschweifungen, denen sich so viele Söhne Ignatii hingaben, und besonders die Raffinirtheit, mit der sie derlei Genüsse zu steigern wußten, schlugen, wie wir im dritten Buche zeigten, ihrem Ansehen tiefe Wunden. Noch mehr schadete ihnen die grenzenlose Wuth und Gier nach fremder Leute Geld und Gut, wobei sie selbst die niederträchtigsten Verbrechen nicht scheuten, wenn dieselben nur zum Ziele führten. Am meisten jedoch trug zu ihrem Untergang der Kriegsfuß bei, auf welchen sie sich mit den übrigen katholischen Geistlichen und Ordensleuten stellten, denn es entstand dadurch ein fast unversöhnlicher Haß, und kein Theil wollte ruhen, als bis der andere vernichtet sei. Woher nun aber dieser Kriegsfuß und warum diese ewige Befehdung der priesterlichen Kollegen? Einfach daher, weil die Söhne Loyola's sich für weit bevorzugtere Diener des Herrn hielten, als die andern Ordinarier. Sie waren ja, wie schon ihr Name besagte, die Genossen Jesu! Sie, seine Streiter und Kriegskameraden, befehligte Er unmittelbar als Feldobrist! Ihnen, seinen Lieblingen und Auserkornen, hatte Er den Hauptschlüssel zur Himmelspforte anvertraut oder vielmehr der Himmelspfortner Petrus hatte von Ihm Befehl, Niemand in den Saal der ewigen Seligkeit einzulassen, der nicht einen Reisepaß von den Söhnen Loyola's aufweisen könnte! Das waren die

Grundsätze, von denen die Jesuiten ausgingen, und weil sie demnach alle andern Priester, besonders die in Mönchsklütten, für lästige Concurrenten ansahen, so mußten sie dieselben nothwendig bekämpfen, denn nur durch den Kampf gelangt man zum Siege. Man darf aber deswegen doch durchaus nicht glauben, daß die Herren Patres da, wo sie sich festzusetzen suchten, gleich von Anfang an mit diesen Grundsätzen an's Tageslicht getreten seien. Im Gegentheil waren sie schlau genug, überall, wohin sie erstmals kamen, die tiefste Demuth, die schüchternste Bescheidenheit, die unterthänigste Unterthänigkeit zu zeigen, und zwar gegenüber sowohl den weltlichen als den geistlichen Behörden. Waren sie aber einmal so weit, hatten sie es dahin gebracht, daß die Bischöfe und Fürsten oder sonstigen Großen eines Landes zu ihnen standen und sie in Gründung eines Establishments unterstützten, dann begannen sie mit ihren Operationen, und in aller Stille, ganz unter der Hand wurde den hohen Herrn die Ueberzeugung eingetrichtert, daß der Jesuitenorden ganz unvergleichliche Vorzüge vor den übrigen Orden habe. „Wir allein,“ flüsterte man den Hochstehenden zu, „wir, die Jesuiten, allein haben die rechte Weise in Erziehung der Jugend; wir nur bringen ihr den richtigen Unterthanengeist bei, wir nur diejenige Ehrfurcht vor Religion und Staat, daß dabei die päpstliche Priesterherrschaft und die königliche Unumschränktheit gedeihen kann; wo aber unsere Collegien und Seminarien nicht floriren, wo der Unterricht bisher andern Religiosen als uns anvertraut war, da kam auch überall das Gift der Kezerei auf und mit der Kezerei der Geist der politischen Unruhen, der Empörungssinn, die Rebellion selbst.“ Mit solchen Reden suchte man die Vornehmen und Gewaltigen irre zu machen und es gelang auch in den meisten Fällen. Noch leichter fiel es den frommen Patribus, der gläubigen Menge die Ansicht beizubringen, daß der Orden Jesu die sämtlichen übrigen religiösen Vereine und Stiftungen bei weitem überstrahle, ja daß er sogar das sämtliche Gute und Nützliche jener andern Vereine und Stiftungen in sich vereinige, denn die sämtlichen älteren Mönchsorden hatten zur Zeit der Entstehung des Jesuitismus, wie wir im ersten Buche schon gesehen haben, in der Achtung beim Volke unendlich viel eingebüßt und die Söhne Loyola's scheuten sich natürlich nicht, diese Einbuße durch Einflüsterungen,

böse Nachreden und Verläumdungen aller Art noch zu vermehren. Sie, die Jesuiten, mußten ja nothwendig dabei profitiren, wenn die andern Mönche verloren, [warum sollten sie also diese nicht schlecht machen, warum nicht alle ihre Fehler aufdecken, warum ihnen nicht noch andere andichten, welche sie gar nicht hatten? Wenn aber diese im Stillen Verläumdeten, hievon erfahrend, es wagten, sich zu vertheidigen, oder gar Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ha, dann hervor großes Geschütz, hervor mit Lanze und Schwert und so lange zugeschlagen, so lange zugestoßen, bis der Feind zu Tode getroffen war und weder die Zunge noch ein anderes Glied mehr rühren konnte!

Also hielten es die Söhne Loyola's gegenüber von ihren Collegen, und ich könnte nun ganze Folianten von den Streitigkeiten anfüllen, welche sie theils mit weltlichen Geistlichen, besonders mit Universitätsdoctoren und Bischöfen, theils mit mönchischen Brüdern, wie z. B. den Dominikanern, den Kapuzinern, den Benediktinern und wie sie sonst hießen, hatten; allein den Leser dürften wohl derlei Erzählungen gar wenig interessiren und somit sei es mir erlaubt, nur die drei großen Hauptkriege der Jesuiten, und auch diese nur summarisch, nicht mit genaueren Specialitäten, zu beschreiben. Welche waren nun aber diese drei großen Hauptkriege? Erstens der mehr als hundertjährige Kolonienkrieg, zweitens der fast noch länger andauernde Handel mit der Sorbonne, drittens der schreckliche Kampf mit dem Jansenismus.

Ich habe dem Leser schon im zweiten Buche erzählt, wie leicht es die Söhne Loyola's den Chinesen und Japanesen machten, zum Christenthum überzutreten, mit andern Worten, wie das in China und Japan von den Jesuiten eingeführte Christenthum eigentlich nichts anderes war, als das alte chinesische und japanische Heidenthum, nur mit etwas andern Worten und einigen wenigen unanstößigen Neuerungen. „Um — dachten die guten Patres — um Proselyten zu bekommen, durch welche man zu Macht, Reichthum und Herrschaft gelangen kann, muß man ein Auge, ja wenn's noth thut, sogar alle beide zudrücken, warum also den Leuten ihre alten Bräuche und Gewohnheiten, z. B. das Laternenfest, das Fest des Phelo, die Anbetung des Confuz und was dergleichen mehr ist verbieten? Du lieber Gott, wenn wir dieß thäten, so würde es um

unsere Bekehrungen schlimm stehen und eher als nicht müßten wir dann das herrliche Land, wo es für uns so viel gute Weide gibt, über Hals und Kopf verlassen.“ Das waren die leitenden Grundsätze der Jesuiten am Ost-Ende Asiens, und sie machten sich deshalb auch gar kein Gewissen daraus, die heidnischen Gebräuche mit christianisirten Namen als Mandarinenpriester gekleidet selbst mitzumachen; insbesondere aber ermangelten sie nicht, dem Confuzius dieselbe göttliche Ehre zu erweisen, wie die vornehmen Chinesen thaten, „denn jener große Philosoph und Religionsstifter sei ja, wie schon die von ihm gelehrte Moral beweise, nichts anderes als ein Vorläufer Christi und es gebühre ihm daher auch einer der ersten Plätze im christlichen Himmel.“

So stand es um die Jesuitenmission in Asien, allein da die Jesuiten selbst sich natürlich wohl hüteten, in Europa etwas von ihrer eigenthümlichen Bekehrungsmethode verlauten zu lassen, so nahm natürlich kein Mensch Anstoß daran. Im Gegentheil — die Herren Patres ernteten noch großes Lob wegen ihrer außerordentlichen Fortschritte und man pries sie allenthalben in der ganzen katholischen Christenheit als die einzigen zum Missionswesen tauglichen Priester!

Da reisten im Jahr 1633 mit Erlaubniß ihrer Oberen der Dominikanerpater Johann Baptist von Morales, sowie der Kapuzinermönch Anton von Sanct Maria nach China ab, um ebenfalls Neophyten zu machen, und trotzdem die Jesuiten, so bald sie von der Sache erfuhren, ihnen alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg legten, gelang es ihnen doch, Zutritt im himmlischen Reiche zu erhalten. Ja ihre rastlosen Bemühungen führten sie sogar, obwohl allerdings erst nach Verfluß von mehreren Jahren, bis in die Gegenden, in welchen die Söhne Loyola's Häuser besaßen, und sie hatten also sehr oft Gelegenheit, die von den Jesuiten bekehrten Chinesen zu sprechen, so wie dem jesuitisch-christlichen Gottesdienst beizuwohnen. Wie erstaunten sie nun aber nicht, als sie sahen, daß die Jesuitenpatres den von ihnen Bekehrten die Fortsetzung ihrer heidnischen Gewohnheiten gestatteten, als sie sich überzeugten, daß dieselben dem Confuz göttliche Ehre erwiesen und ihm sogar eigenhändig Opfer darbrachten! Das waren gräßliche Gräuel in ihren Augen, und sie machten also den Jesuiten die

bittersten Vorwürfe. Diese aber meinten, sie handelten ganz der Borschrift des Apostels Paulus gemäß und spotteten mit all' ihrer Geistesstärke über die ängstliche Mönchsortodoxie. So flog viele Monate lang ein herbes Wort nach dem andern hin und wieder und selbst die Kanzel wurde dazu benützt, um sich gegenseitig zu schmähen. Auch lag es klar zu Tage, daß die beiden Parthien sich nur immer mehr erhitzen, je länger der Streit dauerte und von irgend einer Nachgiebigkeit, sei's auf dieser, sei's auf jener Seite, war nie und nimmer die Rede. Da beschloß endlich der Dominikaner Morales, die Hülfe des Papstes in Anspruch zu nehmen, und reiste sofort anno 1643 nach Rom ab, doch nicht ohne vorher die genauesten Belege über das große Aergerniß, welches die Söhne Loyola's der christlichen Kirche gäben, zu sammeln. Die Belege überreichte er sodann, nachdem er in Rom angekommen war, dem heiligen Vater Innocenz X. und machte zugleich eine solch' eindringliche Schilderung von der Verwüstung des christlichen Altars in China, daß Seine Heiligkeit ganz entrüstet wurde. In Folge dessen wurde eine eigene Commission von Cardinälen mit der Prüfung der Sache betraut und da es sich auß unzweideutigste herausstellte, daß die Jesuiten im bittersten Unrecht seien, so erschien alsbald (anno 1644) ein päpstliches Decret, in welchem den Patribus strengstens anbefohlen wurde, für die Zukunft keinerlei Ueberbleibsel von heidnischem Aberglauben, dieselben möchten auch noch so geringfügig oder unschuldig erscheinen, mehr zu dulden, sondern vielmehr die Satzungen der katholischen Kirche in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit zu predigen. Mit diesem Decret in der Tasche reiste der Pater Morales das Jahr darauf nach China zurück und publicirte es sofort mit triumphirender Miene den Schwarzröcken von Jesuiten, indem er natürlich nicht anders glaubte, als dieselben würden sich in Demuth dem Ausspruche des heiligen Stuhles unterwerfen. Allein hierin sollte er bitter getäuscht werden. Allerdings zwar erklärten die Oberen des Ordens, den „Pater Mandarin“ in Pecking, d. i. den Präsidenten des Tribunals der Mathematik an der Spitze, daß sie dem Papste in Allem, „wo sie könnten“, Gehorsam leisten würden; dagegen aber, setzten sie hinzu, walte hier offenbar päpstlicherseits ein Irrthum vor, über welchen sie Seine Heiligkeit eines bessern zu unterrichten

nicht ermangeln würden, und einstweilen bis zum Austrag der Sache müsse natürlich alles im statu quo, das ist „beim Alten“ bleiben. In der That schickten sie nun auch — übrigens nicht früher als anno 1654 — ihren Mitbruder Martini mit den nöthigen Instruktionen, sowie insbesondere mit dem nöthigen Geld, nach Rom, und seine Aufgabe war keine geringere, als das heilige Officium sammt dem Pabste zu überzeugen, daß die Dominikaner aus Unwissenheit und gehässigem Neide den Orden Jesu gelästert und verleumdet hätten. Gewiß eine schwere Aufgabe, allein sie gelang dem klugen Pater vollkommen, denn einstweilen starb anno 1655 der Pabst Innocenz X. und sein Nachfolger, Alexander VII., hatte eine solche Vorliebe für die Söhne Loyola's, daß er ihnen nichts abschlagen konnte. Der Pater Martini erhielt also einen äußerst günstigen Bescheid und es wurde nicht nur das Decret Innocenz's X. aufgehoben, sondern auch dem Orden Jesu ausdrücklich gestattet, sich in einzelnen Gebräuchen den Chinesen zu accomodiren. Ueberdem verwies der Pabst den Dominikanern ihr Benehmen und sprach die Erwartung aus, daß sie in Zukunft die Jesuiten nicht mehr belästigen würden.

Damit schien die Sache zu Gunsten der Söhne Loyola's abgemacht; allein sie war es durchaus nicht. Die beiden Orden der Dominikaner und Kapuziner fühlten sich nämlich durch den Entschaid des Pabstes höchlich beleidigt und sammelten durch mehrere andere Mitglieder ihrer Orden, welche sie nach China sandten, abermals Belege über Belege, um das jesuitische Heidenthum vor dem Forum der Deffentlichkeit zu beweisen; die Jesuiten aber erwiesen sich auch nicht faul, sondern nahmen in corpore an dem Streit Theil und es regnete nun von ihrer Seite so sehr mit Schmähschriften und Verkehrungen ihrer Gegner, daß man bald gar nicht mehr unterscheiden konnte, was wahr oder falsch sei. Dazu kam noch, daß beide Partheien zu verschiedenen Malen nach Pabst Alexander's Tode eigene Gesandtschaften nach Rom sandten, um von der päpstlichen Unfehlbarkeit einen neuen Rechtspruch zu erlangen, so daß diese, die unfehlbare Curie nämlich, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie aus den gewiegtesten Theologen ein Schiedsgericht ernannte, die sogenannte „Congregation zur Fortsetzung des wahren Glaubens“, welche sich nun der Sache

mit ungemeinem Eifer annahm. Trotzdem jedoch kam es weder unter den Päbsten Clemens IX. und Clemens X., noch unter Innocenz XI. und Alexander VIII. zu einem vollgültigen Endentscheid und der Streit wüthete also — Dank dem jesuitischen Golde, welchem die gottesgelehrten Cardinäle nicht widerstehen konnten — bis zum Jahr 1691 mit ganz ungeschwächter Kraft fort. Da bestieg mit dem genannten Jahre Innocenz XII. den päpstlichen Thron und dieser, ein Mann von festem Willen, gab nach genauer Prüfung des Pro und Contra die Entscheidung, daß die Söhne Loyola's im vollsten Unrecht seien. Mit solchem Entschaid sandte er den Cardinal Karl Maigrot als seinen Vicar nach China und Maigrot verkündete daselbst sofort anno 1693, daß alle heidnischen Bräuche, welche Pabst Alexander VII. gestattet habe, bei schwerster kirchlicher Pön von nun an verboten seien. Namentlich dürfe der Heide Confuzius nicht mehr als ein Gott verehrt werden, sondern wer dieß thue, mache sich der höllischen Verdammniß theilhaftig, so wie noch überdem des päpstlichen Fluchs.

Das war deutlich gesprochen und wenn es die Jesuiten mit ihrem vierten Gelübde, dem des unbedingten Gehorsams gegen den heiligen Stuhl, nur halbwegs ernst meinten, so mußte der Streit jetzt ein Ende haben. Doch — weit gefehlt! Die in China residirenden Söhne Loyola's setzten vielmehr der Bekanntmachung des päpstlichen Vicars eine andere entgegen, in welcher sie sein Verfahren kezerisch, gottlos, unklug, erschlichen nannten, und damit noch nicht einmal zufrieden, verfluchten sie ihn von den Kanzeln herab als einen Betrüger, der sich fälschlich für einen Gesandten des Pabstes ausbebe. Schließlich wandten sie sich an den Hof von Peking, an dem sie, wie wir von früherher wissen, alles galten, und ruhten nicht, als bis Maigrot förmlich aus dem ganzen himmlischen Reiche verwiesen, nach Goa in Ostindien flüchtete, von wo aus er dem Pabst über die jesuitischen Gewaltthaten Bericht erstattete. Was war nun aber die Folge dieser Gewaltthaten? Dieß vielleicht jetzt Innocenz XII. an den europäischen Jesuiten seinen gerechten Zorn aus und forderte er den General derselben in Rom zur Rechenschaft? O nein, das that er nicht, denn die Höfe von Madrid und Paris, an denen die Söhne Loyola's damals allmächtig waren, mischten sich sofort in den Streit und hielten Seine

Heiligkeit von allen Gewaltmaßregeln zurück. Ja so partheiisch erwiesen sich diese Höfe, daß sie alle Schriften, welche in der besagten Angelegenheit von den jesuitischen Gegnern herausgegeben wurden, öffentlich durch Henkershand verbrennen ließen, während die Söhne Loyola's selbst volle Freiheit hatten, ihre Widersacher mit Hohn, Spott und Schimpf zu bewerfen!

So vergiengen abermals verschiedene Jahre, ohne daß der schimpfliche Kampf zu Ende gebracht worden wäre, da entschloß sich endlich Pabst Clemens XI., welcher anno 1700 die Tiare empfing, unter allen Umständen zu thun, was rechtens sei, und nöthigenfalls selbst seine päpstliche Allmacht in Anwendung zu bringen. Somit sandte er im Jahr 1702 den Titularbischof von Antiochien und nachmaligen Cardinal Karl Thomas Maillard von Tournon in der Eigenschaft eines Nuntius a latere mit den ausgedehntesten Vollmachten von Goa nach China, um an der Quelle dem Ursprung des unseligen Zwistes nachzuforschen und nach Erforderniß der Umstände zu verfahren; namentlich aber ermächtigte er ihn auch, die im chinesischen Christenthum bis jetzt eingeführt gewesenen heidnischen Gebräuche entweder zu billigen oder zu verdammen — zu verdammen, wenn sie durchaus unchristlich waren, zu billigen, wenn sie mit dem Christenthum ohne allzugroßen Anstoß in Uebereinstimmung gebracht werden könnten. Jedermann lobte diese Wahl des Pabstes, denn man wußte zwar von Tournon, daß er von jeher ein großer Freund und Gönner des Ordens Jesu gewesen sei, allein es war nicht minder bekannt, daß ihm die Reinheit der christlichen Glaubenslehre und die Ehre des päpstlichen Stuhls unendlich am Herzen liege, so wie auch, daß seine Redlichkeit noch immer jedem Versuch der Bestechung widerstanden habe. Um so sicherer rechnete man also darauf, daß er mit größter Unpartheilichkeit zu Werke gehen werde, und das war auch der Grund, weshalb ihm der Pabst diesen hochwichtigen Posten anvertraute. Doch sei dem, wie ihm wolle, Tournon reiste nach China ab und wurde daselbst von den Söhnen Loyola's auf eine fast mehr als zuvorkommende Weise aufgenommen. Auch änderten sie dieses Betragen gegen ihn lange Zeit hindurch nicht im geringsten, sondern thaten vielmehr alles, um ihn zu gewinnen, und er selbst legte oft und viel die ungeheucheltsten Merkmale seiner Anhänglichkeit

an den Orden Jesu und dessen Interessen an den Tag. So wie er jedoch nach jahrelanger sorgfältiger Prüfung ausfand, daß das jesuitisch-chinesische Christenthum nichts sei, als ein mit etwelchen römisch-kirchlichen Floskeln ausgeschmücktes Heidenthum, und so wie er in Folge dessen daran ging, solchem Gräuel gründlichst zu steuern, da warfen die Söhne Loyola's auf einmal die Maske ab und wurden aus bisherigen unterthänigen Freunden seine erbittertsten, gehässigsten Feinde. Nunmehr gab es keinen Fehler, den sie ihm nicht andichteten, und die der Keterei und Ungläubigkeit waren noch die geringsten. Als er aber trotz allem dem fest darauf beharrte, das chinesische Christenthum als heidnisch und gottlos zu verdammen, brachten sie den Kaiser so sehr wider ihn auf, daß derselbe den frommen Eiferer anno 1710 mit Gewalt nach Macao in's dortige Jesuitencollegium bringen ließ, und allda machten sich sofort die Söhne Loyola's zu seinen Wächtern und Kerkermeistern. Ja nicht genug hieran, sondern um es ganz unmöglich zu machen, daß er nach Europa zurückkehre und den Papst nebst der ganzen Christenheit über das Treiben des Ordens in China aufkläre, reichten sie ihm in einer Tasse Chocolate ein tödtliches Gift und schafften sich so mit Gewalt diesen äußerst gefährlichen Gegner vom Halse.*)

Nicht viel besser erging es dem Nuntius Karl Ambros von Mezzabarba, welchen Clemens XI. anno 1719 als seinen Bevollmächtigten nach China sandte, denn die Jesuiten brachten sofort dem Kaiser Kang-hi die Ansicht bei, daß es im höchsten Grade unpassend wäre, eine fremde europäische Macht, sei's auch die des Papstes, irgend eine Gerichtsbarkeit im himmlischen Reiche ausüben zu lassen, und somit mußte Mezzabarba, nachdem er höchsten Orts fünf Audienzen gehabt hatte, nicht nur gänzlich unverrichteter Dinge wieder abziehen, sondern der Kaiser sagte ihm sogar in's Gesicht, daß die Päbste mit ihren sich selbst widersprechenden

*) Das Nähere hierüber ist nachzulesen in: *Memoires historiques presentés en 1724 au Souverain Pontifé Benoit XIV. sur les missions des Pères Jesuites aux Indes Orientales* par R. P. Norbert. Dort (Band III. pag. 99—148) stehen nämlich die urkundlichen Beweise, geliefert von dem Chorbherrn Angelita von St. Peter in Carcere, welcher als Augenzeuge dabei war, wie man dem Cardinal die vergiftete Chocolate reichte.

Decreten nur Haß und Verwirrung unter die chinesischen Christen brächten. Aus diesem Grunde verbat er sich auch jede fernere Einmischung der römischen Curie in chinesische Angelegenheiten, und noch weiter ging sein Nachfolger Yong-tching, welcher mit Ausnahme der Söhne Loyola's, die sich als Mathematiker und Kalendermacher dem Staate nützlich erwiesen, alle christlichen Missionäre über die Gränzen seines Reichs bringen ließ. „Er wolle Ruhe haben in seinen Landen“, sagte er, „und durch die Dominikaner und Kapuziner, oder wie die Missionäre sonst hießen, seien bis jetzt nur Unruhen gekommen; überdem scheine es die Absicht der nichtjesuitischen Mönche zu sein, aus den Chinesen Europäer zu machen und dieser Absicht müsse er natürlich strengstens entgegenzutreten.“ So blieb China von nun an den Söhnen Loyola's allein überlassen und diese hielten sich auch bis auf die neueren Zeiten, wie denn z. B. der Pater Hallerstein, ein Schwabe, noch im Jahr 1780 als Mandarin und Präsident des großen mathematischen Tribunals in Peking thätig war.

Man kann sich nun wohl denken, daß die Söhne Loyola's durch dieses ihr Gebahren in China sich die Dominikaner und Kapuziner zu Todfeinden machten, und eben so selbstverständlich ist, daß diese Letzteren von nun an jede Gelegenheit, dem Orden Jesu zu schaden und seine gottlose Unchristlichkeit, so wie seine alles Maaß übersteigende Gewaltthätigkeit, aller Welt darzulegen, mit der herziinnigsten Freude ergriffen. Auch gelang ihnen dieser ihr Zweck bei einem großen Theile der Christenheit und man fing an, die Jesuiten als Leute zu betrachten, welche Jeden zu Tode heßten, der ihnen in ihren Missionen im Wege stand oder ihnen sich gar zu widersetzen wagte. Wohl wehrten sich die Herren Patres auf's wärmste gegen eine solche Insinuation oder — wie sie sich ausdrückten — Verläumdung; allein mit jedem Schiffe, das aus Asien kam, erfuhr man neue Thatsachen, welche die Behauptungen der Dominikaner und Kapuziner vollkommen bestätigten, und schließlich erfuhr man auch von den Missionen in Amerika ganz dasselbe. Ja die Grausamkeit, mit der sie gegen die Bischöfe Cardenas und Palafox in der neuen Welt verfahren, überstieg sogar noch ihre im Kampfe gegen den Cardinal Tournon bewiesene Nieder-

trächtigkeit, und ich kann daher nicht umhin, von diesen beiden Angelegenheiten wenigstens einen kurzen Bericht abzustatten.

Im Jahre 1641 ernannte der Pabst den Franziskaner-Priester Bernardin de Cardenas zum Bischofe von Paraguay mit dem Sitze in Assumption und derselbe bekleidete diese Stelle drei Jahre lang ganz unbehelligt. Da ließ er sich anno 1644 dahin vernehmen, daß es seine Absicht sei, die Pfarreien der Provinzen Parana und Uruguay, in welchen die Jesuiten, wie wir wissen, die Herren spielten, zu visitiren, und nun fingen die Söhne Loyola's, trotzdem der Bischof zu einer solchen Visitation nicht bloß befugt, sondern sogar verpflichtet war, auf einmal einen Höllenspektakel an. Es war ihnen nämlich ungemein viel daran gelegen, vor Gott und der Welt ihr Treiben in ihrem Königreiche Paraguay verborgen zu halten und weder von ihrem Handel noch von ihrer staatlichen Verfassung daselbst etwas verlauten zu lassen. Darum versuchten sie es im Anfang durch Schmeichelreden und Bestechung, den Bischof von seinem Vorhaben abzubringen; wie dieser aber fest dabei blieb, bestritten sie sofort sein Recht auf die bischöfliche Macht, indem sie laut von allen Kanzeln herab verkündigten, Cardenas habe sich die besagte Würde auf gewaltthätige Weise zugeeignet und man sei ihm daher keinen Gehorsam schuldig.

Hiermit jedoch war der Bischof noch nicht unschädlich gemacht, sondern dieß konnte nur mit der Beihülfe der weltlichen Macht geschehen und somit versuchten sie es nun den spanischen Gouverneur von Assumption mit Namen Don Gregorio de Hintrosa auf ihre Seite zu bringen. Es gelang ihnen mit Hülfe von dreißigtausend Thalern in Gold und die Folge war, daß der Gouverneur den Bischof als einen Usurpator mit Gewalt auf einen Rachen bringen ließ, auf welchem derselbe dem Spiel des Windes und der Strömung überlassen über achtzig Meilen weit bis nach Corrientas auf dem Paraguayflusse hinabschwamm. Hier blieb Cardenas verschiedene Jahre lang; natürlich aber nicht ohne bei der königlichen Regierung von La-Plata die nöthigen Schritte zu seiner Wiedereinsetzung zu thun. Diese Behörde gab auch wirklich anno 1646 die Entscheidung, daß Cardenas der rechtmäßige Bischof von Assumption und Paraguay sei; weil aber sein Wiedererscheinen daselbst, wo die Jesuiten gewissermaßen allmächtig waren, zu bedauerlichen

Austritten führen könnte, so trug man ihm den Bischofssitz von Popayan an und bat ihn, sich in kürzester Bälde dahin zu verfügen. Hierauf gieng Cardenas nicht ein, denn Popayan lag mindestens tausend spanische Meilen von Assumption entfernt, und in dem hohen Alter, in welchem der Bischof stand, konnte eine solche Reise leicht gefährlich für ihn werden. Er zog es also vor in Corrientas zu bleiben und von hier aus von neuem darauf zu dringen, daß ihm sein Recht werde. Letzteres geschah endlich im Jahr 1648, in welchem der bisherige Gouverneur von Assumption, Don Gregorio de Hintrosa, abberufen und durch Don Diego Escobar de Osorio ersetzt wurde. Auf dieses hin reiste Don Bernardin de Cardenas augenblicklich nach Assumption ab und wurde dort von dem neuen Gouverneur nicht nur sehr freundlich empfangen, sondern auch augenblicklich in sein Bisthum eingesetzt. Der Streit schien also nun für immer entschieden, allein er schien es auch nur. Die Söhne Loyola's hatten nämlich damals am spanischen Hofe einen solchen Einfluß, daß kein königlicher Diener es wagen durfte ungestraft und ungekränkt dem Interesse ihres Ordens entgegenzutreten. Im Gegentheil — so wie er dieß that, durfte er gewiß sein, daß die in Madrid das Ohr des Königs beherrschenden Brüder nicht eher ruhen würden, als bis er gestürzt war, und Don Diego de Osorio mußte also fürchten, daß es ihm nicht besser gehen werde, wenn er fortfahre, den Cardenas auf Kosten der Söhne Loyola's zu begünstigen. In Folge dessen trat er schon nach kurzem offen ins jesuitische Lager über und das alte schlimme Spiel nahm von neuem seinen Anfang. Ja es kam so weit, daß der Bischof von den Söhnen Loyola's mit Don Osorios Gutheißung fünfzehn Tage lang in seiner eigenen Kirche buchstäblich belagert wurde, und um ein Kleines dem Hungertod überliefert worden wäre! Da starb Don Osorio plötzlich eines jähen Todes und nun nahm alles eine andere Wendung. Weil nämlich Cardenas beim Volke von Assumption sehr beliebt war und die meisten Bürger das gewaltthätige Vorgehen der Jesuiten höchlich mißbilligten, entstand mit Don Osorios Tod eine Art von Revolution und das Resultat derselben war, daß Cardenas in einer großen Versammlung auf so lange zum Gouverneur und Generalcapitän ausgerufen wurde, bis der König von Spanien einen neuen ernannt haben

würde. Natürlich strengten sich die Söhne Loyola's aufs äußerste an, solche Wahl zu hintertreiben, allein sie hatten sich bereits allzuverhaft gemacht, als daß ihnen dieß gelungen wäre; und somit trat Cardenas sein neues Amt, welches die weltliche und geistliche Gewalt über Paraguay in seinen Händen vereinigte, ungehindert an. Damit war's übrigens noch nicht genug, sondern die Bürger der Stadt traten sofort klagend gegen den Orden Jesu auf und verlangten, daß die Herren Patres als unruhige Köpfe, welche stets nur Zank und Verwirrung in die Gemeinde gebracht hätten, aus Assumption ausgewiesen würden. Das Verlangen war ein gerechtes und der Bischof = Gouverneur entsprach daher demselben, indem er am 6. März 1649 die guten Väter aufforderte, die Stadt zu verlassen. Da sie aber nicht nur nicht gehorchten, sondern sich sogar in ihrem Collegium verschanzten, so drang Don Villasanti, der Lieutenant des Bischof = Gouverneurs, mit Gewalt ein und brachte sie auf ein Schiff, das mit ihnen nach Corrientas hinabfuhr. Jetzt also hatten sie das Brod der Verbannung zu essen, wie das Jahr zuvor Don Bernhardin von Cardenas; allein sie aßen es nicht so geduldig. Vielmehr sammelten sie unverzüglich in ihren Reductionen ein Heer von viertausend Indianern, stellten den Don Sebastian de Leon, einen ihnen durchaus ergebenen Offizier, welchen sie zugleich zum provisorischen Gouverneur von Assumption ernannten, an deren Spitze und rückten sofort gegen die Stadt vor, um sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Letzteres gelang nach einem fast unblutigen Kampfe: der Bischof Cardenas aber vertheidigte sich hartnäckig zehn Tage lang in seiner wohlbefestigten Kirche und diese mußte förmlich erstürmt werden, ehe er sich ergab. So wie sich übrigens die schwarze Cohorte seiner bemächtigt hatte, warf man ihn zuerst in einen finstern unterirdischen Kerker, wo er fast verfaulte, und brachte ihn dann auf einem elenden Rachen nach Santa Fé, zweihundert Meilen von Assumption. Abermals hatten also die Jesuiten den Sieg errungen und abermals sah sich Cardenas seiner Würden und Ehren beraubt. Er wandte sich sofort wieder an die königliche Regierung zu La-Plata, um von ihr Gerechtigkeit zu erlangen, und reiste im Jahr 1651 selbst dahin, damit seine Sache um so schneller erledigt würde. Allein als man ihn von einem Monat, ja sogar von einem Jahr

zum andern hinzog, ohne irgend etwas für ihn zu thun, da merkte er endlich, daß die Söhne Loyola's die meisten Mitglieder der Regierung bestochen hatten, und nunmehr entschloß er sich selbst nach Europa zu reisen, um persönlich am spanischen und römischen Hofe Gerechtigkeit zu verlangen. Gesagt, gethan; aber die Jesuiten blieben auch nicht müßig. Sie erfanden vielmehr, ihren Mitbruder den Pater Pedraja an der Spitze, eine solche Menge von Verläumdungen, Lästerungen, Lügen und Fälschungen, daß man hätte glauben können, der Bischof Bernhardin von Cardenas sei der all- ärgste Bösewicht von der Welt, welcher von Anfang an keine andern Absichten gehabt habe, als den taubenhaft-unschuldigen Söhnen Loyola's so viel Uebles als möglich zuzufügen. Doch Cardenas brachte die gerichtlichen Acten mit, mit denen er die Wahrheit seiner Aussagen bewies, und so gelang es ihm trotz aller jesuitischen Kniffe und Kunststücke schließlich die Oberhand über seine Feinde zu erhalten. Mit andern Worten: der Hof von Madrid ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren und setzte ihn wieder in alle Ehren und Würden ein, deren er von den Söhnen Loyola's beraubt worden war, der Pabst Alexander VII. aber gieng noch weiter und verwies dem Orden Jesu seine böswilligen Machinationen als ein grobes Mergerniß, das er gegeben. Was nützte übrigens den nun alten Cardenas dieser günstige Entscheid? Er starb nur wenige Monate nach Erhalt desselben und so fand er nicht einmal mehr Zeit, von seinem Bisthum zum dritten Male Besitz zu nehmen.

Ganz dieselbe Gewaltthätigkeit bewiesen die Söhne Loyola's auch gegen den frommen Don Johann Palafox, welcher die verschiedenen Aemter und Würden eines Erzbischofs von Mexiko, und eines Bischofs von Angelopolis und Osina in seiner Person vereinigte, so daß man hätte meinen sollen, ein solcher Mann sei viel zu hochgestellt gewesen, als daß sich Jemand an ihn gewagt hätte. Allein vor wem haben die Söhne Loyola's je Angst oder Furcht gehabt? Nicht einmal vor Königen und Kaisern, und somit ganz gewiß auch nicht vor einem Erzbischof, zumal wenn dieser recht fromm und gottesfürchtig war. Die erste Ursache des schlimmen Streites zwischen Palafox und den Herren Patres ist in der Habsucht der letzteren zu suchen, denn dieselben gaben sich alle Mühe, verschiedene Zehnten, welche rechtlich der erzbischöflichen

Kathedrale in Mexiko gehörten, auf Schleichwegen oder auch mit Gewalt an ihre Collegien zu bringen, und nöthigten dadurch den Erzbischof, bei der königlichen Regierung klagbar gegen sie zu werden. Dieß ärgerte die Jesuiten und noch ergrimmt wurden sie darüber, daß der Erzbischof den Prozeß in allen Instanzen gewann. Sie suchten sich daher an ihm zu rächen und benützten dazu jede sich ihnen darbietende Gelegenheit; der beste Weg aber, ihn ihren Haß fühlen zu lassen, dächte ihnen der zu sein, daß sie sich seiner Gerichtsbarkeit entzögen und so thäten, als ob er gar nicht für sie auf der Welt sei. Nun ist es Gesetz in der katholischen Kirche, daß Niemand in einer Diocese das Priesteramt ausüben darf ohne Einwilligung des betreffenden Bischofs, und namentlich befiehlt das Tridentinische Concil allen Ordensgeistlichen ohne Ausnahme, wenn sie irgendwo Beichte hören oder predigen wollen, vorher am Bischofsstuhle ihre Bevollmächtigung hiezu vorzuweisen. Wenn also die Söhne Loyola's in dem Sprengel des Erzbischofs von Mexiko priesterliche Funktionen verrichten wollten, so mußten sie entweder dem Letzteren in Person oder aber seinem Generalvicar die nöthige Anzeige machen, respective ihre Vollmachten übergeben, und wenn sie dieß nicht thaten, so hatte der Erzbischof das Recht, ihnen alle geistlichen Funktionen bis auf Weiteres zu verbieten. So sprach das kirchliche Gesetz und so mußte es auch sein, wenn nicht die größte Unordnung einreißen sollte; denn im umgekehrten Fall hätten ja alle möglichen unbefugten Subjekte die Kanzel und den Beichtstuhl besteigen und so das Priesterthum herabwürdigen können. Was thaten nun aber die Söhne Loyola's? Sie maßten sich in ganz Mexiko das Priesterthum an, ohne je irgend eine Vollmacht vorzuzeigen, gerade als ob für sie das bewußte Gesetz nicht vorhanden wäre! Diesem Unfug zu steuern, forderte sie der erzbischöfliche Generalvicar unter dem 6. März 1647 auf, ihm ihre Ermächtigungsbelege zu weisen und einstweilen, bis dieß geschehen sei, sich des Beichthörens und Predigens zu enthalten. Darauf antworteten die Jesuiten, sie hätten ein Privilegium vom Pabste, überall in der Welt priesterliche Rechte ausüben zu dürfen, ohne erst von den betreffenden Bischöfen die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. „Gut,“ sagte nun der Generalvicar, „so zeigt mir dieses euer Privilegium und dann will ich euch unbelästigt lassen.“

Allein auch darauf gingen die Patres nicht ein, sondern sie meinten vielmehr: „sie besäßen noch ein weiteres Privilegium, das sie vom Vorzeigen des ersteren dispensire.“ Das war eine offenbare Verhöhnung der erzbischöflichen Würde und da sich zu diesem Hohne auch noch der Trotz gesellte, indem die Patres ganz ungeschert fortführen, die Beichtväter, Prediger u. s. w. zu spielen, so beschloß Palafox, zur Wahrung seiner Ehre gegen solch frechen Ungehorsam ein Beispiel zu statuiren. Dieses Beispiel aber bestand darin, daß er den Jesuiten bei Strafe des großen Banns jedwede kirchliche Amtsverrichtung untersagte und zugleich allen Christen seines Sprengels verbot, bei ihnen zu beichten oder ihren Predigten anzuwohnen.

Sicherlich befand sich der Erzbischof in seinem vollsten Rechte und wenn die Jesuiten, wie sie sich doch immer rühmten, getreue Söhne der Kirche gewesen wären, so hätten sie sich ungesäumt seinem Befehle unterworfen. Daran dachten sie jedoch auch nicht einen Augenblick lang, sondern es ergriff sie vielmehr die grenzenlose Wuth und sie beschloßen, ihren hochwürdigen Widersacher unter allen Umständen niederzubeugen. Nun war der damalige Vicekönig von Mexiko, welcher das Land im Namen des Königs von Spanien beherrschte, ihr besonderer Freund und da sie diese Freundschaft sofort durch ein beträchtliches Geschenk noch steigerten, so glaubten sie wohl hoffen zu dürfen, daß er sich ihrer nöthigenfalls durch einen Gewaltakt annehme. An ihn wandten sie sich also und übergaben ihm eine lange Beschwerdeschrift, aus welcher erhellen sollte, wie sehr sich Palafox gegen den hochheiligen Orden Jesu vergangen habe. Der Vicekönig aber gab ihnen sofort Recht und befahl dem Erzbischof, die Jesuiten unter Zurücknahme seiner Bannandrohung ungestört das Beicht- und Predigtamt wie bisher ausüben zu lassen. Hiegegen protestirte natürlich Palafox als gegen einen ungesetzlichen Befehl und zugleich stellte er dem Vicekönige vor, wie durch ein solches Verfahren alle hierarchische Ordnung in der Kirche umgeworfen würde. In Folge dessen wurde der Stellvertreter des spanischen Monarchen doch etwas stutzig und er war nahe daran, daß er seinen voreiligen Befehl wieder zurückgenommen hätte; allein nun ließen die Söhne Loyola's auch die letzte Mine springen. Plötzlich nämlich erkühnten sie sich, den

Erzbischof nebst seinem Generalvicar und allen seinen Officialen in den Bann zu thun, und diese Excommunicationsentenz, welche von den größten Lästerungen, Verläumdungen und Infamien wimmelte, ließen sie unter Pauken- und Trompetenschall in allen Straßen der Stadt Mexiko öffentlich verlesen. „Wer, er möge auch einem Stande angehören, welchem er wolle, wer — so hieß es in dieser Sentenz — von diesem Augenblick an dem Erzbischof und seinem Officium noch gehorche oder anhänge, der mache sich der Rebellion schuldig, und Leute von Rang sollten in diesem Fall um zweitausend Dukaten oder, wenn unvermöglich, mit vierjähriger Festungsarbeit, Leute von niederem Stande aber mit zweihundert Ruthenstreichen und vierjähriger Sklaverei in den Bergwerken bestraft werden.“ Man sieht, die Söhne Loyola's ergriffen keine halbe Maßregeln und es handelte sich jetzt nur darum, ob der Vicekönig ihr verwegenes Unterfangen mit seiner weltlichen Macht unterstütze, denn ohne diese wären sie machtlos gewesen. Aber sie kannten ihren Mann und hatten ihn allzu sehr in ihrer Gewalt, als daß sie dessen nicht gewiß sein konnten. Sein Machtspruch bestätigte also das jesuitische Dekret und das Militär ward angewiesen, den gewaltthätigen Maßnahmen der Söhne Loyola's den gehörigen Nachdruck zu geben. Was blieb nun dem armen Palafox übrig? Sollte er nachgeben oder der Gewalt mit Gewalt begegnen? Wohl konnte er das letztere, denn das Volk war ganz auf seiner Seite und es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, um ganz Mexiko gegen die Jesuiten und ihre vicekönigliche Creatur in die Waffen zu rufen; allein seine Seele schauderte zurück vor Blutvergießen und somit entwich er lieber heimlich aus der Stadt, um sich in unbewohnten Gebirgen auf so lange eine Zufluchtsstätte zu suchen, bis ihm von den Höfen zu Rom und Madrid, an die er sich sofort klagend wandte, Gerechtigkeit würde. „Ich floh,“ schreibt er selbst hinüber an den Pabst Innocenz X., „in die Gebirge und suchte in Gesellschaft von Schlangen und Skorpionen jene Sicherheit, die mir von der unveröhnlichen Societät der Jesuiten so beharrlich versagt wurde. Nachdem ich zwanzig Tage unter größter Lebensgefahr und bei einem so drückenden Mangel an Lebensunterhalt dahingebracht, daß ich oft keine andere Nahrung hatte, als meine

Thränen, fand ich endlich eine kleine Hütte, bei deren armen Bewohnern ich mich vier Monate lang verbarg.“

Nun waren die Jesuiten Herren in Mexiko und sie spielten auch wirklich die Herren mit einer Despotie, wie wohl selten ein Usurpator gethan hat. Alles mußte sich ihrer Willkür beugen, und wer es auch nur von ferne wagte, ihre Schritte zu tadeln, den erwartete die Verbannung oder das Gefängniß, wenn nicht gar das Schaffot. Niemand sah daher ein anderes Mittel zu seiner Rettung, als wenn er sich zu ihrer Faction schlug, und so brachten sie es dahin, daß das Domkapitel den erzbischöflichen Stuhl für erledigt erklärte. Hiegegen remonstrirten nun allerdings der Generalvicar des flüchtigen Palafox, sowie einige andere seiner Anhänger, allein man fertigte sie so schwer ein, daß ihre Stimme nicht mehr gehört werden konnte. Kurz, es geschah alles, was man nur erfinden konnte, um die Stimme der Gerechtigkeit zu ertöden, und damit verband man noch einen so abscheulichen Hohn, daß der Teufel selbst es nicht ärger hätte treiben können.*) Wie man jedoch eben daran war, einen neuen Erzbischof zu ernennen und hierdurch dem Gebahren der Jesuiten die Krone aufzusetzen, erschien auf einmal im Hafen von Veracruz eine königliche Flotte aus Spanien und mit dieser Flotte kamen Kommissarien an, welche in Begleitung verschiedener höherer Officiere alsobald in der Stadt Mexico erschienen. Was brachten aber diese Kommissarien? Nichts anderes als die Absetzung des Vicekönigs und die Uebertragung dieser Würde an den Bischof von Yucatan — nichts anderes, als den Befehl, den Erzbischof Palafox sogleich mit allen Ehren wieder in sein Erzbisthum einzusetzen, und seine früher erlassene Ordre gegen die Söhne Loyola's aufs strengste durchzuführen. Nicht lange darauf traf auch ein päpstliches Breve in Mexico ein, das die Jesuiten noch härter tadelte, als der königliche Brief, und ihnen

*) So stellten die Schüler der Jesuiten eine öffentliche Prozeßion an, welche nur darauf berechnet war, die Würde des Erzbischofs herabzusetzen, denn sie führten dabei ein rändiges Pferd in den Straßen herum, an dessen Schweif sie die Bischofsmütze und den Bischofsstab banden. Auch sangen sie dazu die schändlichsten Gassenhauer, in welchem Palafox als ein Ketzer figurirte, und brüllten dem Volke in seinem Namen mit einem Stierhorn den Segen zu.

sogar für ewige Zeiten Stillschweigen in dieser Sache auferlegte — ein Breve, in welchem zugleich Palafox die größten Lobsprüche erhielt und als ein Märtyrer für die wahre Kirche gepriesen wurde. Für dießmal also siegte die gerechte Sache, und es gelang den Jesuiten auch später nimmermehr, die Königlichen, respective päpstlichen Befehle, so große Mühe sie sich auch deßhalb gaben, rückgängig zu machen; allein wie wenig hätte gefehlt und ihre gewalthätige Despotie würde triumphirt haben? Jedenfalls übrigens bewiesen sie auch durch diesen Handel, wie durch die früher geschilderten, daß es ihr unbedingtes Bestreben sei, Jeden zu Tode zu hezen, der sich ihnen zu widersetzen wage, und daß sie zur Instandsetzung dieses Bestrebens auch vor gar keinem Mittel, selbst nicht einmal dem schlechtesten, zurückbeben.

Wohl noch mehr als durch diese Kämpfe schadenen sich die Söhne Loyola's durch ihren langandauernden Streit mit der theologischen Facultät von Paris, der sogenannten Sorbonne*), denn die Aussprüche dieses berühmten Instituts hatten nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen christlichen Welt eine solche Geltung, daß sie oft eher göttlichen Orakelsprüchen, als trüglichen menschlichen Ansichten gleich geachtet wurden. Besagte Sorbonne aber, das ist die sämmtlichen Doctoren und Professoren der Theologie an der Universität zu Paris, fällten bereits am Ersten des Christmonats 1554, als sie von der Regierung aufgefordert wurden, sich über die Zulassung oder Nichtzulassung des Ordens Jesu in Frankreich zu äußern, mit Stimmeneinhelligkeit nachfolgendes Urtheil: „Diese Gesellschaft (die Societas Jesu nämlich), welche sich auf eine unziemliche Weise den Namen Jesu anmaßet — welche den Grundsatz hat, auch strafbare, ehrlose und infame Menschen in

*) Im Jahre 1250 stiftete Robert von Sorbonne in Champagne, Caplan Ludwigs des Heiligen, an der Universität von Paris eine Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche, welche man nach ihm „Sorbonne“ hieß, und da nur diese Anstalt, an welcher nur Professoren der Theologie von der Universität docirten, zu einem außerordentlich hohen Ansehen stieg, so übertrug man den Namen „Sorbonne“ schon sehr frühe auf die ganze theologische Facultät von Paris. So blieb es auch bis zur Revolutionszeit und die Sorbonne war also nichts anderes, als das vereinigte Tribunal der Pariser Doctoren der Theologie, welche man sehr lange als die gelehrtesten der Welt ansah.

ihre Mitte aufzunehmen, so bald sie nur nutzbringend verwendet werden können — deren Mitglieder weder in ihren Gebräuchen, noch in ihrem Gottesdienste, noch in ihren Lebensregeln sich von Weltgeistlichen auszeichnen — welcher wider die Rechte der Bischöfe und zum Nachtheil der sämtlichen übrigen Orden, ganz gegen die hierarchische Ordnung und zum Schaden der weltlichen Fürsten und Herren, endlich zur großen Beeinträchtigung der Freiheiten der Universitäten und zur ausnehmenden Beschwerde des Volks in Hinsicht auf das Predigt- und Lehramt, so wie auch in Beziehung auf die Austheilung der Sakramente, so viele und verschiedene Privilegien, Indulgenzen und Freiheiten von Seiten des päpstlichen Stuhls erteilt worden sind — diese Gesellschaft schändet den Mönchsstand, entkräftet die mühsame, fromme und nöthige Uebung der Tugend in den Klöstern, veranlaßt die Mitglieder anderer Orden, ihre Gelübde zu entheiligen, entziehet die Laien dem schuldigen Gehorsam und der gebotenen Unterwürfigkeit gegenüber ihren rechtmäßigen Seelsorgern, beraubt weltliche und geistliche Obrigkeiten ihrer Rechte und verursacht in beiden Ständen Unruhen, so wie bei dem Volke viele Beschwerden, Streitigkeiten, Spaltungen und andere Mißheligkeiten. Wenn man mit einem Worte alles zusammenfassen will, so scheint diese Gesellschaft zur Gefährdung des Glaubens, zur Störung des Kirchenfriedens, zur Untergrabung der Mönchszucht und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen geeignet zu sein.“ Also urtheilte die Sorbonne schon im Jahre 1554, also zu einer Zeit, wo der Orden Jesu erst kurz mit seiner Wirksamkeit begonnen hatte, und man kann sich denken, welchen Einfluß dieses Urtheil auf die Franzosen, wenigstens auf den gebildeteren Theil derselben ausübte. Auch ist es merkwürdig, daß die besagte hochgelehrte theologische Facultät von den hier ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen auch später gar nie abwich, selbst dann nicht, als der ganze Hof mit sammt dem allmächtigen Monarchen den Jesuitismus auf's höchste begünstigte und die Herren Doctoren der Theologie zu Paris große Vortheile daraus gezogen hätten, wenn sie sich den Hofansichten accomodirt haben würden. Ich sagte, es sei merkwürdig und glaube dieß mit um so mehr Recht wiederholen zu dürfen, als die sorbonne'schen Theologen keineswegs aus

religiöser Liberalität und Freisinnigkeit jenes harte Urtheil fällten. Im Gegentheil war Niemand in ganz Frankreich eifriger in Bekämpfung der Reformation, als eben die Sorbonne, und die meisten ihrer Mitglieder, wie z. B. die Doctoren Mailard, Demochare, Perior und Deri, zeichneten sich sogar durch einen wahrhaft unmenschlichen Haß gegen die Ketzer aus.

War nun aber schon dieses Urtheil über die Jesuiten ein sehr schweres, so ging doch der berühmte Stephan Pasquier noch viel weiter und man muß wahrhaft staunen, wie unendlich gründlich er die Societät zu anatomisiren wußte. Uebrigens handelte Pasquier nicht auf eigene Faust, sondern als Stellvertreter der Sorbonne vor dem Parlamente und es sind also seine Worte als die der Sorbonne selbst anzusehen. Allein — fragt man — warum brauchte denn die Sorbonne einen Advokaten vor dem Parlamente? Je nun ganz einfach, weil sie mit den Jesuiten einen Proceß bekam und zwar einen sehr hartnäckigen. Kaum nämlich hatten die Söhne Loyola's trotz der Einsprache der Pariser Universität anno 1561 unter gewissen, allerdings sehr drückenden Bedingungen die Erlaubniß erhalten, sich in Paris festzusetzen, so überschritten sie diese Bedingungen auf's gröblichste und verlangten schließlich für ihr Collegium in der Jacobsstraße dieselben academischen Rechte und Vorrechte, welche die Sorbonne besaß. Hiegegen remonstrirte aber die ganze Pariser Universität wie Ein Mann und verlangte die Zurückweisung der anmaßenden Patres in die Schranken der Ordnung. Die Universität war in ihrem vollen Rechte und fast ganz Paris, ja fast ganz Frankreich stand zu ihr. Der Hof dagegen — nun die Söhne Loyola's verstanden es von jeher, einen lieberlichen Hof zu gewinnen, und der französische war im 16., wie auch im 17. und 18. Jahrhundert sehr lieberlich. Sie gewannen also den Hof und erhielten von ihm die Vergünstigung, daß ihr Handel mit der Universität vor den höchsten Gerichtshof des Landes, vor das Parlament von Paris, gebracht wurde. Es wäre jedoch besser für sie gewesen, sie hätten diese Vergünstigung nicht erhalten, denn Etienne Pasquier, der Anwalt der Sorbonne, sagte ihnen Wahrheiten, wie sie sie noch nie gehört hatten, und die ganze aufgeklärte Welt zollte ihm dafür ihren Beifall. Vor allem zergliederte er den Geist des Ordens Jesu und bewies

mit unwiderleglichen Gründen, daß seine Mitglieder die Welt durch Sophistereien zu blenden, so wie daß sie ihre berüchtigten vier Gelübde, je nachdem es ihr Vorthail erheische, bald so bald wieder anders auszulegen wüßten. Ihr ganzes System beruhe auf Zweideutigkeit und diese Zweideutigkeit sei für die Ruhe und Sicherheit der Staaten so gefährlich, daß er die feste Ueberzeugung habe, wie diese Sekte nach ihrer ganzen Anlage nichts anderes bezwecke, als unter allen Ständen eine totale Entzweiung herbeizuführen. „Wo sie geduldet werden,“ rief er, „da kann kein Fürst und Regent sich gegen ihre Angriffe in Sicherheit setzen, da gibts einen Riß in den Frieden der Kirche.“ Er bewies ihnen, daß sie ganze Familien durch Vermögenserschleichung ausgesaugt, daß sie eine Menge von jungen Leuten durch eine scheinbar religiöse Erziehung verdorben, daß sie durch ihre betrüglichen Lehren in ganz Frankreich den Samen der Meuterei und Treulosigkeit ausgestreut hätten. Schließlich wandte er sich mit folgenden Worten an das Parlament: „Ihr, die ihr etwa dafür seid, die Jesuiten zu dulden, ihr werdet zu spät eure Leichtgläubigkeit bereuen und die Nachwelt muß euch dafür verdammen, denn der thatsächliche Beweis liegt jetzt schon vor und wird sich in kommenden Zeiten noch klarer herausstellen — der thatsächliche Beweis nämlich, daß sie durch List, Betrug, Aberglauben, Heuchelei und böshafte Kunstgriffe nicht nur in diesem Königreiche, sondern überhaupt in der ganzen Welt die öffentliche Ruhe stören.“

Also sprach Etienne Pasquier, und zweifelt nun noch Jemand daran, daß es für die Söhne Loyola's vortheilhafter gewesen wäre, wenn sie den Streit mit der Sorbonne unterlassen hätten? Bei weitem am meisten jedoch schadeten sie sich durch jenen andern Streit, welcher unter dem Namen „des Jansenistischen“ gewissermaßen eine Weltberühmtheit erlangt hat, denn durch ihn machten sie sich nicht bloß Tausende, sondern Hunderttausende zu Todfeinden, und durch ihn mußten die sämtlichen katholischen Geistlichen der Welt zu der Einsicht gelangen, daß man entweder jesuitisch denken und lehren, oder aber gewärtig sein müsse, von

ihnen als ein Abtrünniger vom wahren Katholicismus behandelt zu werden. Mit diesem Streite nämlich, das ist mit dem Janfenismus, verhielt es sich folgendermaßen.

Ueber die Lehren von der Vorherbestimmung, von der Gnade und vom menschlichen Willen hat es von jeher, seit das Christenthum besteht, unter den Theologen verschiedene Ansichten gegeben und insbesondere standen sich die großen Kirchenlehrer Augustinus und Pelagius in diesen drei Fragen schroff gegenüber. Wer Recht hatte — — nun ich weiß es nicht und jedenfalls gehört es auch gar nicht hierher. Das aber gehört hierher, daß die Lehre des Augustinus von der weitaus größten Mehrheit der Theologen für die allein orthodoxe und rechtgläubige erklärt wurde, während die Pelagianer und sogar die Semipelagianer, welche halb augustinisch, halb pelagianisch dachten, von allen Synoden des fünften und sechsten Jahrhunderts als Ketzer verdammt wurden. So verschwand der Pelagianismus nebst dem Semipelagianismus fast gänzlich aus der Welt, und kein Mensch dachte mehr an denselben, bis es den Jesuiten Leonhard Leß, Johann Hammel, Benedict Fonseca, Ludwig Molina und Andern beliebte, in ihren theologischen Werken und auf den Kathedern ihrer Collegien Lehrräthe aufzustellen, welche ganz und gar semipelagianisch klangen. Besonders war dies der Fall in dem berühmten Werk des Molina, eines portugiesischen Jesuiten, das anno 1588 unter dem Namen: „Concordia divinae gratiae et liberi arbitrii (die Uebereinstimmung der göttlichen Gnade und des freien Willens)“ erschien, und die Dominikaner, als eifrige Anhänger der augustinischen Orthodoxie, verfehlten nun natürlich nicht, die darin kund gethane semipelagianische Ketzerei ganz schonungslos kund zu thun. Sofort entspann sich ein heftiger Streit und es erschienen der Partheischristen „Für und Wider“ eine ganz unzählige Menge, denn die ganze Societät Jesu nahm sich wie Ein Mann ihres Molina an, während auf Seiten der Dominikaner verschiedene Universitäten, besonders die von Löwen und Douai, sowie eine ganze Menge von Bischöfen und Erzbischöfen, von den niederen Geistlichen ganz zu schweigen, kämpften. Selbst die Inquisition mischte sich darein und war nahe daran, das Molina'sche Buch mit sammt seinem Verfasser verbrennen zu lassen. Da gelang es

dem Jesuitengeneral *Aquaviva* noch zur rechten Zeit, den Pabst *Clemens VIII.* zu überreden, den ganzen Streit vor sein Forum zu ziehen und den Dominikanern jedes weitere selbstständige Vorgehen zu verbieten, da in solch' wichtigen Dingen der heilige Stuhl allein ein Entscheidungsrecht besitze. Der Machtspruch des Pabstes that seine Wirkung und beide Partheien beeilten sich, die Aktenstücke, die sie besaßen, besonders auch die zu ihren Gunsten sprechenden Universitäts- und bischöflichen Gutachten, nach Rom zu senden; dort aber setzte *Clemens VIII.* eine eigene Untersuchungs-Commission nieder, welche sich: „*Congregatio de auxiliis divinae gratiae*“ nannte und am 2. Januar 1598 ihre erste Sitzung hielt. Da ging es dann gerade zu wie vor einem weltlichen Gerichte und beide Partheien ließen sich durch ihre Anwälte vertreten, die Dominikaner durch ihre gelehrten Brüder *Alvarez* und *Lemoz*, die Jesuiten durch die *Patres Bellarmin*, *Arrubal* und *Valentia*. Auch versäumten natürlich weder die ersteren noch die letzteren irgend eine Gelegenheit, auf die Herren Richter einzuwirken und selbst der Einfluß auswärtiger Fürsten, wie z. B. der bigottjesuitischen Kaiserin *Maria Augusta*, so wie ihres ebenso gesinnten Sohnes, des Erzherzogs *Albert*, wurde in Anspruch genommen. Allein es scheint, daß die Commission eben dieser vielen Intriguen wegen zu keinem schnellen Resultate kommen konnte, denn ob schon sie vom Jahr 1598 bis 1605 nicht weniger als siebenundsechzig Hauptsitzungen hielt und obwohl ihr Präsident oder Vorsitzender, der Cardinal *Madrusz*, auf *Clemens' VIII.* Anträgen ganz unermüdet an der Beendigung des Prozesses arbeitete, so mußte doch der besagte Pabst diese Welt verlassen, ohne daß *Molina*, wie er wohl im Stillen wünschte — er hütete sich aber wohl, es laut' zu sagen — verurtheilt worden wäre. Auch sein Nachfolger, *Paul V.*, obwohl er beinahe sechzehn Jahre lang (von 1605 bis 1621) auf dem päpstlichen Throne saß und den vielen Congregationssitzungen meist selbst präsidirte, erlebte den Schluß des Streites nicht, und ebensowenig *Gregor XV.* Man sah vielmehr im Cardinal-Collegium so wie päpstlicherseits ein, daß es viel klüger sei, den ganzen ärgerlichen Handel, der doch wahrhaftig gar keinen practischen Werth habe, todt zu schweigen, als durch einen Entscheid die eine der beiden mächtigen Parthien, also ent-

weder die Jesuiten mit ihrem Anhang oder die Dominikaner mit dem ihren, vor den Kopf zu stoßen, und so ließ man die Sache einfach hängen, hoffend, daß dann die Welt sie vergessen würde. Dieß wäre auch ohne Zweifel gelungen, oder vielmehr es war nach Verfluß von mehr als vierzig Jahren seit dem Abhalten der ersten Congregationsitzung bereits so weit gekommen, da erschien im Jahre 1640 ein Buch, welches nicht nur den Streit sofort erneuerte, sondern ihn auch auf eine Höhe brachte, von der man vorher gar keine Ahnung hatte.

Dieses Buch hieß: »Augustinus seu doctrina de humanae naturae sanitate, aegritudine et medicina adversus Pelagianos et Massilienses« (Augustinus oder die Lehre von der Gesundheit, Krankheit und Heilung der menschlichen Natur gegen die Pelagianer und Semipelagianer, genannt Marseiller) und hatte zum Verfasser den Cornelius Jansen, den anno 1638 verstorbenen Bischof von Ypern in den Niederlanden. Es stach sehr viel Gelehrsamkeit in dem Werke, denn Jansen*) hatte über dreißig Jahre daran gearbeitet und dabei die dreizehn Folianten des Augustinus nebst den Schriften des Bajus und anderer Kirchenlehrer excerpiert; allein eben weil es so viel gelehrten Wust enthielt und dazu hin, als es die Freunde des verstorbenen Bischofs zuerst, anno 1640, in Löwen und das Jahr darauf auch in Paris drucken ließen, ein unendlich dicker Folioband wurde, so würden sich wohl nur sehr Wenige die Mühe genommen haben, es zu lesen, wenn man nur so klug gewesen wäre, darüber zu schweigen. Ja sicherlich — es wäre den Weg alles Fleisches gegangen, wie so viele Folianten vor und nach ihm, und die große Welt hätte nie etwas von ihm erfahren, wenn nur die Söhne Loyola's ein klein bißchen weniger Gift im Leibe gehabt hätten. So aber fanden sie kaum aus, daß in dem Buche mit gar wenig Schonung auf die Molinisten losgezogen werde, so spieen sie förmlich Feuer und Flammen, und ihr General Vitelleschi ruhete nicht, als bis er den Pabst Urban VIII. bewog, das jan-

*) Jansen wurde anno 1585 auf einem Dorfe bei Veerdam in Holland geboren, studierte in Utrecht, Löwen und Paris Theologie, doctorirte anno 1617, rückte drauf zum Professor der Theologie vor und erhielt anno 1636 den Bischofsstuhl von Ypern.

senische Werk als ein ketzerisches anno 1643 durch eine eigene Bulle (sie hieß von ihren Anfangsworten: In eminenti) zu verdammen. Der Papst that dieß, ohne das Werk gelesen zu haben; denn er traute den Versicherungen der Jesuiten und es schmeichelte ihm, als oberster Schiedsrichter in Glaubenssachen einen Machtspruch thun zu können. Verwundert aber fragten die Freunde des verstorbenen Jansen in öffentlichen Flugschriften an, was denn Ketzerisches an dem Buche sei, und eine Menge von gelehrten Theologen fand sich dadurch veranlaßt, den Inhalt desselben näher zu erforschen. So entstanden Gegner und Anhänger des Jansen und unter die letzteren, welche man von jetzt an Jansenisten nannte, gehörten Männer wie Anton Arnauld, Blaise Pascal, Pierre Nicole und Nicolas Perrault, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt immer als Sterne erster Größe glänzen werden. Ueberdem schlugen sich eine Menge von Bischöfen, Universitätsdoktoren nebst andern hochgestellten Geistlichen auf die Seite der jansenistisch-augustinischen Parthei und es ward in Port-Royal des Champs neben dem dortigen berühmten Cistercienserkloster, dessen Bewohnerinnen ebenfalls Jansenistinnen wurden, unter dem Protectorat des Abts von St. Cyran, Jean de Bergier du Havranne, eine eigene Musterklosterschule errichtet, um dem lockeren Jesuitismus eine reinere Moral sowie eine gründlichere gelehrte Bildung entgegenzusetzen. Kurz, durch die Verdammungsbulle »In eminenti« und durch die heftige alles Maß überschreitende Polemik der Jesuiten gegen den jansenischen Augustinus wurde erst eigentlich der Jansenismus in's Leben gerufen und derselbe gewann nicht bloß — sowohl in den Niederlanden als auch besonders in Frankreich — mit jedem Jahre einen mächtigeren Anhang, sondern man konnte auch durchaus nicht in Abrede ziehen, daß der Adel der Gesinnung und der wahrhaft christliche Geist in ihm weit besser vertreten war, als in dem jesuitischen Molinismus. Um so mehr beeilten sich die Söhne Loyola's, die Macht auf ihre Seite zu bringen, um ihre Gegner durch Gewaltstreiche zu unterdrücken, und es gelang ihnen dieß im Verlaufe der Zeit nur zu gut.

Es kann nun übrigens natürlich nicht meine Absicht sein, den ganzen Krieg zwischen den beiden Partheien — einen Krieg, der in

Frankreich bis zum Jahr 1728 und in den Niederlanden bis in die neueste Zeit fortbauerte — in allen seinen Einzelheiten zu schildern, denn in diesem Falle würde aus meinem Werke ein dickerer Foliant, als der „Augustinus“ war; allein einen kurzen Schattenriß des Kampfes zu geben, kann ich doch unmöglich unterlassen, und zwar schon deswegen, weil die Söhne Loyola's dabei mit Waffen kämpften, welche man alles heißen kann, nur nicht ehrlich, ritterlich, mannhast. Vor allem zogen sie fünf Sätze aus dem „Augustinus“ heraus, die, wenn außer dem Zusammenhang gelesen, einen calvinistischen Ausrich bekamen, und bewogen sofort im Jahr 1653 den Pabst Innocenz X., den Nachfolger Urbans VIII., diese fünf Propositionen zu verdammen. Sowie sie aber so weit waren, bestürmten sie den Cardinal Mazarin, die päpstliche Bulle mit Gewalt durchzusetzen, und da dieser damals in Frankreich allmächtige Minister ein triechender Anhänger Roms war, so hatten sie hiebei leichtes Spiel. Dennoch schwiegen die Jansenisten nicht, sondern sie bewiesen vielmehr, daß die fünf Propositionen gar nicht so, wie sie die Jesuiten auslegten, im Augustinus ständen. Sie hätten einen ganz andern Sinn, sobald man sie im Zusammenhang lese, und der Pabst habe etwas verdammt, über was er sich vorher gar nicht orientirt. Solches ließ sich der römische Stuhl nicht gefallen und Innocenz's Nachfolger, Alexander VII., erließ also auf Andrängen der Söhne Loyola's anno 1656 eine neue Bulle, worin er verordnete, daß jeder katholische Christ bei seinem Seelenheile glauben müsse, die fünf Sätze seien mit Recht verdammt. „Unsinn,“ erwiderten darauf die Wortführer der Jansenisten, „der Pabst kann nicht etwas verdammen, was gar nicht existirt.“ — „Ja, er kann,“ schrieen darauf die Jesuiten, „und wenn er uns selbst besöhle, Jesum Christum zu verlängnen, so müßten wir gehorchen, denn er ist in Glaubenssachen allmächtig und unfehlbar und er nur hätte diesen seinen Befehl zu verantworten, nicht wir.“ — So wurde die Streitfrage immer brennender, und es lag die Gefahr nahe, daß dieser Brand ganz Frankreich verzehren könnte. Dadurch ward Pabst Clemens IX., der anno 1667 die Tiare empfing, bewogen, in Verbindung mit dem französischen Herrscher dem Lande den Frieden zu geben, und den beiderseitigen Bemühungen gelang es auch in der That, anno 1668 einen Vergleich

zwischen den kriegführenden Partheien herbeizuführen. Er bestand darin, daß die Wortführer der Jansenisten erklärten, die berüchtigten fünf Sätze seien zwar verdamulich und daher mit Recht verdammt, aber sie gehören nicht dem Cornelius Jansen an und ständen auch nicht in diesem Sinne im „Augustinus“. Mit dieser Erklärung mußten sich die Jesuiten begnügen und die Jansenisten hatten nun wenigstens einigermaßen Ruhe. Allein auf wie lange?

Seit dem Jahre 1671 ließ der berühmte Theologe Paschasius Quesnel vom Orden der Väter des Oratoriums das Neue Testament nach und nach in Abschnitten in französischer Sprache mit moralischen Anmerkungen versehen erscheinen, und dieses Werk, das endlich im Jahr 1687 vollendet wurde (eine ganz vollständige Ausgabe erschien aber erst anno 1693 in Paris), ward von allen Gläubigen Frankreichs wegen seines erbaulichen Inhalts mit der tiefsten Inbrunst begrüßt. Auch empfahlen es viele Seelenhirten ihren Beichtkindern auf's beste und unter diese Hirten gehörten Männer wie Benignus Bossuet, Almosenier des Dauphin und Bischof von Meaux, wie Ludwig Anton Noailles, Cardinal-Erzbischof von Paris, wie Pierre La Broue, Bischof von Mirepoix und noch so viele andere. Ja sogar die Sorbonne fand nur Lobenswerthes in dem Buche und dasselbe Urtheil fällte der Pabst Innocenz XII., welchem es ebenfalls vorgelegt worden war. In einem ganz andern Lichte erschien dagegen dieses Neue Testament den Jesuiten, denn sie fanden darin so viele Widersprüche mit ihrer Lehre von der Gnade und mit ihrer Moralthologie, daß sie auf's heftigste erbittert wurden. Sie machten ja darauf Anspruch, die alleinigen wahren Lehrer der Christenheit zu sein; mußte es ihnen also nicht als eine tiefe Beleidigung erscheinen, wenn eine von ihren Lehren auch nur einen entfernten Angriff erlitt? Gewiß, die sämtlichen Theologen, die ganze Kirche, was da lebte, sollte sich nach ihrem Sinn bequemen oder aber gewärtig sein, von den Söhnen Loyola's bis zum Tode verfolgt zu werden! Einstimmig und mit einem wahren Mordgeschrei fielen sie also über das Quesnel'sche Buch her und überredeten alle Bischöfe, die sonst zu ihnen hielten, dasselbe in eigenen Hirtenbriefen zu verdammen; als Grund der Verdammung aber wurde die jansenistische Tendenz desselben angegeben, welche man fast aus jeder Zeile herauslesen

könne, und so erwachte der jansenistische Streit von Neuem, nachdem er kaum ein paar Jahre lang mit Mühe in den Schlaf gesungen worden war. Ja, er erwachte wieder, der alte Kampf, und zwar mit gedoppelter und dreifacher Heftigkeit, so daß ganz Frankreich in denselben hineingezogen wurde. Dießmal jedoch begnügten sich die Jesuiten nicht mehr mit den Gistwirkungen der Schmähreden und Schmähschriften, sondern sie fügten die Donnerkeile der weltlichen Gewalt hinzu, denn Ludwig XIV., der Beherrscher von Frankreich, war inzwischen ein altersschwacher Frömmeler geworden und ließ sich von seinem jesuitischen Beichtvater La-Chaise, so wie von seiner in gleichem Sinne wirkenden Mätresse Maintenon vollkommen beherrschen. „Nieder mit den jansenistischen Ketzern“, war jetzt das Feldgeschrei der Söhne Loyola's, „nieder mit ihnen so gut als mit den Hugonotten und Calvinisten, mit welchen man durch die Hülfe des Schwertes in so kurzer Zeit fertig zu werden wußte. Lange genug nun haben wir's mit dem Belehren und Befehren versucht, lange genug alle Mittel des Friedens in Anwendung gebracht, lange genug alle Fasern unserer Geduld erschöpft. Jetzt ist der Krug voll bis zum Ueberlaufen und es bleibt nichts mehr übrig als die Befehrung mit Blut und Eisen, wenn Ruhe und Ordnung im Staate wiederkehren soll.“ So schrieen die Jesuiten, und da sie, wie schon gesagt, den König — nebenbeigesetzt den in Ausübung seiner königlichen Gewalt unumschränktesten Monarchen der Welt — vollkommen in ihren Händen hatten, so kann man sich denken, was jetzt folgte. Ganz willkürlich wurde gegen jeden eingeschritten, der sich zum Jansenismus bekannte oder welchen der Orden Jesu, weil er ihm aus irgend einem Grunde mißfiel, als einen Jansenisten verdächtige, und bald war Niemand, außer ein erklärter Anhänger der Jesuitenparthei, mehr seiner Freiheit, seiner Ehre, seines Eigenthums, ja sogar seines Lebens sicher. Quésnel selbst mit einem großen Theil seiner reicheren Anhänger entfloß nach den Niederlanden und entging so der Rache seiner wüthenden Feinde*); dafür aber ließ der Orden Jesu seine Wuth an Port-Royal aus und brachte es wirklich dahin, daß dieses herrliche Kloster, als die Pflanzstätte und Hauptheimath des

*) Er starb im Exil zu Amsterdam anno 1710 als ein Greis von 76 Jahren

Jansenismus, von der Pariser Polizei auf höheren Befehl, nicht nur geschlossen, sondern auch anno 1709 mit allen seinen vielen Gebäulichkeiten vollständig demolirt und zerstört wurde. Ueberdem füllten sich die Gefängnisse Frankreichs, besonders die Bastille, auf eine schreckenerregende Weise mit Jansenismus-Verdächtigen, und wer einmal festsaß, der durfte ganz sicher sein, nur als Leiche aus den unseligen Mauern wieder herauszukommen. Ganz Frankreich stöhnte unter diesen despotischen Gewaltacten, und weil man wohl wußte, von wem diese Acte ausgingen, so begrüßte man den Tag, an welchem der schlimme Reichthümer La-Chaise starb — es war der 20. Februar 1709 — als einen Tag der allgemeinen Freude. Doch die Freude verwandelte sich nur zu bald in ein noch heftigeres Leid, denn auf den schlimmen La-Chaise folgte der noch weit schlimmere Le-Tellier, welcher an bössartigen Tücken überreich war und den alten reuigen Sünder, genannt Ludwig XIV., noch mehr in seine Gewalt bekam, als sein Vorgänger. Die Verfolgungen der Jansenisten oder vielmehr aller derer, welche die Jesuiten gern aus dem Wege geräumt hätten, dauerten also nicht nur fort, sondern wurden noch verschärft, und abermals floh eine beträchtliche Anzahl von französischen Bürgern in die nahen sicheren Niederlande. Um nun übrigens einen Schein von Recht zu solchen Verfolgungen zu bekommen, bat Le-Tellier den Pabst Clemens XI., nach dem Vorbilde der „Congregatio de auxiliis“ ein Untersuchungsgericht über die Queznel'schen Kezereien niederzusetzen und der Pabst entsprach sofort dieser Bitte. Ja — noch mehr, er ernannte zu Untersuchungsrichtern lauter Anhänger des Jesuitenordens und bestellte den Cardinal Fabroni, einen Hauptfreund der Societät, zum Präsidenten der Congregation. Was aber der Sache erst die Krone aufsetzt — von all' diesen Richtern verstand nur ein Einziger französisch und doch sollten dieselben ein Werk, das französisch geschrieben war, lesen, beurtheilen und verdammen! In der That ein kolossale Komödie, wie wohl noch nie eine zweite aufgeführt wurde; allein was lag daran, wenn nur die gläubige Welt sich täuschen ließ. Die Congregation hielt also ihre Sitzungen und ihr französischverstehendes Mitglied Aubenton brachte es schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, daß hundert Sätze und einer des Queznel'schen Testaments als gefährlich, Aergerniß gebend und

kezerisch bezeichnet wurden. Freilich befanden sich darunter auch einige Bibelsprüche, so wie mehrere Lehrsätze des heiligen Augustin und anderer orthodoxen Kirchenväter, natürlich jedoch ohne daß die gelehrten Herrn Mitglieder der Congregation auch nur eine Ahnung davon gehabt hätten, denn sie scheinen im Studium der Kirchenväter und der Bibel nicht besonders weit voran gewesen zu sein; allein was lag auch hieran? Genug, der Jesuit Jouvenci concipirte eine Bulle, in welcher die bewußten 101 Sätze feierlichst verdammt wurden und der Pabst publicirte das Schriftstück, welches nach seinem ersten Worte „Unigenitus“ heißt, am 8. Okt. 1713 für die ganze Christenheit. Nun hatten die Söhne Loyola's doch einen scheinbar rechtlichen Anhaltspunkt für ihre Jansenistenverfolgung und da ihnen Ludwig XIV. mit seiner königlichen Macht getreulich beistand, so durften sie hoffen, mit dem Jansenismus, so wie überhaupt mit all' ihren Feinden in Frankreich schnellstens fertig zu werden. Diese Hoffnung erfüllte sich auch thatsächlich, obgleich Ludwig XIV. schon zwei Jahre darauf verstarb und viele französische Bischöfe die Bulle „Unigenitus“ als einen Eingriff in die Rechte der gallikanischen Kirche nicht annehmen wollten, denn Ludwig XV., den der Cardinal Fleury beherrschte, trat ganz in die Fußstapfen seines Vorfahren und erließ schließlich anno 1728 ein sogenanntes Lit de justice, in Folge dessen vollends die letzten Jansenisten nach Utrecht in den Niederlanden flüchteten.

Auf diese Art kam der große Jansenistische Streit zu seinem Ende und die Söhne Loyola's durften sich rühmen, auch hierin den Sieg davon getragen zu haben; aber wenn auch dieser Sieg ein thatsächlicher war — ein moralischer war er nicht. Im Gegentheil lernte die Welt aus ihm die Jesuiten erst recht kennen, und diese Erkenntniß brachte ihnen größeren Schaden, als wenn sie den Jansen'schen Augustinus gänzlich ignorirt haben würden. Ueberdem dauerte der Jansenismus in den Niederlanden fort und jetzt noch bekennen sich dort siebenundzwanzig Gemeinden zu demselben. Doch geben sich seine Anhänger nicht sowohl den Namen: Jansenisten, als vielmehr „Schüler des heiligen Augustin“, denn sie halten sich strengstens an seine Lehre und sind daher stets personificirte Gegner des Jesuitismus geblieben.

Zweites Kapitel.

Das Anstößige der jesuitischen Constitution, Lehre und Erziehungsmethode.

Ich habe schon im ersten Buche dieses Werkes erzählt, auf welche Weise, nach welchen Grundsätzen und nach welchen Regeln sich der Orden Jesu constituirte; von diesem allem jedoch erfuhr außer der Societät selbst, den Pabst ausgenommen, Niemand etwas und noch weniger ward der Menschheit etwas davon kund, was zu den ursprünglichen Ordensstatuten und Regeln von späteren Generalen noch weiter hinzugefügt wurde. Die Söhne Loyola's liebten es vielmehr, sich in dieser Beziehung in ein gewisses Geheimniß zu hüllen, ohne Zweifel, weil ihnen gar wohl bekannt war, wie hinter allem Geheimnißvollen von den abergläubigen Menschen immer ein halbes Wunder vermuthet wird, noch mehr aber deswegen, weil die Welt in einen argen Schrecken gerathen sein würde, wenn sie den ganzen Inhalt ihrer Constitutionen, Regeln und Grundsätze erfahren hätte. Letzteres vermutheten aufgeklärte Köpfe schon sehr bald und wir ersehen z. B. aus dem Briefe des Bischofs Palafox an den Pabst Innocenz X. vom Jahr 1649, daß er die Jesuiten wegen ihrer „Lichtscheuheit“ in einem sehr schlimmen Verdacht hatte. „Die Entscheidungen — schreibt er — und Schlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, wie der Päbste, Cardinäle, Bischöfe und der Geistlichkeit überhaupt, sind der ganzen Welt be-

kannt, denn niemals hat die Kirche das Licht gescheut und die Finsterniß ist ihr ein Gräuel. Gleichergestalt findet man auch in jedem Orte und in jeder bessern Bibliothek die Freiheiten, Regeln, Ordnungen und Grundsätze aller geistlichen Orden, und es kann z. B. ein Franciscanernoviz alles sehen und lernen, was ihm zu wissen nöthig ist, wenn er später General des seraphischen Ordens werden sollte. Nur allein die Jesuiten hüllen sich geflissentlich in ein Dunkel, welches zu durchdringen der Laienwelt gänzlich verwehrt ist und dessen Schleier sich selbst vor vielen ihrer Mitglieder nicht aufrollt. Es gibt nämlich unter ihnen eine große Anzahl, welche bloß die drei, nicht aber das vierte Gelübde abgelegt haben, dafür aber von den wahrhaften Grundlehren, Satzungen und Freiheiten des Ordens gar nicht oder doch nicht recht unterrichtet sind. Vielmehr wird dieses Geheimniß, wie Ihre Heiligkeit bekannt sein muß, nur einer geringen Anzahl anvertraut, und von Manchem, was besonders wichtig, wissen wohl bloß die Oberen und der General. Ohnehin aber richtet sich ihre Regierungsform nicht nach den Regeln der katholischen Kirche, sondern wird nach gewissen geheimen, nur von deren Vorgesetzten gekannten Lehrsätzen geführt und auf verborgene, geheime Angelegenheiten schafft man viele Untergebene weg, ohne daß ihnen die Ursache ihrer Entfernung jemals angegeben, ohne daß das Vergehen selbst untersucht würde. Kurz, der Orden Jesu bildet ein ganz eigenes Institut, das sich weder nach der gewohnten kirchlichen Ordnung, noch nach dem natürlichen Gesetze der Vernunft richtet, und es ist daher wohl am Platze, hinter einer solchen Geheimthuerei etwas zu vermuthen, was dem Worte Christi: „Ich bin das Licht der Welt“, durchaus nicht entspricht.“

So schrieb Palafox und ganz eben so dachten wohl noch viele andere klarer sehende Männer, allein trotz diesem schlimmen Verdachte, in welchem man den Orden Jesu hatte, blieb man doch allgemein im Dunkeln über seine Regeln und innere Regierung und man war sogar längere Zeit im Zweifel darüber, ob überhaupt nur solche Regeln da seien, das heißt ob sie gedruckt oder doch geschrieben vorliegen. Nach und nach aber fing einzelnes Wenige an, in die Außenwelt hinauszudringen und man erfuhr z. B., daß im Jahr 1584, also zu einer Zeit, da der Orden bereits in allen

Reichen dieser Erde verbreitet war und eine bedeutende Herrschaft erlangt hatte, zum ersten Male seine Regeln gedruckt worden seien. Jedoch nur zum Gebrauche seiner Mitglieder und unter dem strengsten Gebote für diese, das Buch nicht in profane Hände gelangen zu lassen. Mit dieser Vorsicht übrigens — flüsterte man sich zu — begnüge sich der Orden noch nicht, sondern es bestehe vielmehr die Einrichtung, daß die wichtigeren Satzungen und Instructionen, welche die Oberen angehen, nur geschrieben und nur in so vielen Exemplaren, als man unumgänglich nothwendig habe, vorhanden seien, damit sowohl die Laienwelt, als auch das Groß des Ordens, die Novizen, Coadjutoren und Scholastiker, keine Kenntniß von denselben bekäme, denn es gebe Dinge, die nicht für Jedermanns Ohren seien. Also flüsterte man, sagte ich, allein dieses Flüstern enthielt die Wahrheit und die geheimsten Heimlichkeiten der Societät sind deßhalb nie vollständig aufgedeckt worden. Mit Vielem aber, sogar mit sehr Vielem fand man im Verlaufe der Zeit nicht mehr nöthig, so außerordentlich geheimnißvoll zu thun, und somit druckte man anno 1635 unter dem Titel: *Ratio et institutio Societatis Jesu* (das Wesen und die Einrichtung der Gesellschaft Jesu) eine neue Ausgabe der Ordensregeln, in welche man eine Menge Dinge — z. B. Päpstliche Breves, Decrete der Ordensgenerale und der Generalversammlungen oder Generalcongregationen der Professoren, Regeln für die Collegien und Schulvorschriften u. s. w. u. s. w. — aufnahm, die man vor fünfzig Jahren noch für nicht zum Gedrucktwerden passend erachtet hatte. Noch weit vollständiger war eine dritte Auflage, die anno 1702 in zwei starken Quartbänden erschien und folgenden Titel erhielt: *Corpus institutorum Societatis Jesu in duo Volumina distinctum; accedit Catalogus provinciarum, domorum, collegiorum etc. ejusdem Societatis*. 4. Antverpiae apud Joannem Meursium (Sammlung der Einrichtungen der Gesellschaft Jesu in zwei Bänden, denen beigedruckt ist ein Verzeichniß der sämtlichen Provinzen, Häuser, Collegien u. s. w. des Ordens). Endlich erschien noch anno 1757 in der Druckerei des Jesuitencollegiums zu Prag eine vierte Auflage auch in zwei Quartbänden und diese war oder ist vielmehr natürlich die vollständigste von allen, denn ihr wurden auch die neuesten Beschlüsse und Befehle der Generalcongregationen, so wie die Briefe

der Ordensgenerale bis auf Ignaz Visconti herunter einverleibt. In allem andern jedoch ist sie nur ein Abdruck der dritten Auflage, wie sie denn auch denselben Titel führt, und man erfährt daher aus ihr nicht mehr über den Orden, als aus der vom Jahr 1702.

Aus allen diesem geht zur Genüge hervor, daß sich nicht allzuviel Gedrucktes über den Jesuitenorden vorfindet, allein dieses Wenige hätte vollkommen genügt, der Welt ein richtiges Bild von jener Societät zu geben, wenn man nur Kenntniß davon gehabt hätte. Diese Kenntniß jedoch ward der Menschheit nicht zu Theil und zwar einfach deswegen, weil die Söhne Loyola's nie und nimmer ein Exemplar ihrer Statuten an einen Laien, ja nicht einmal an einen Ordensbruder niedereren Rangs abließen. Wenigstens verlautete auch nicht ein einziges Mal bis zum Jahr 1761, daß irgend Jemand, außer den schwarzen Vätern selbst, ein Corpus institutorum Societatis Jesu in den Händen gehabt habe, und was man über das jesuitische Institut wußte, das wußte man aus mündlichen Mittheilungen, oder beruhte es auf bloßen Vermuthungen. Um so größer war das Erstaunen der Welt, als endlich in dem Prozesse La Balette, wie wir im vierten Buche gesehen haben, ein solches Exemplar — ein Abzug der Prager Ausgabe vom Jahr 1757 — dem Parlamente von Paris auf dessen strenges Verlangen vorgelegt wurde, und noch höher stieg dieses Erstaunen, wie man nun den Inhalt des Corpus institutorum erfuhr. Wahrhaftig, diese Auslieferung eines Exemplars ihrer Statuten war die allernvorsichtigste Uebereilung, welche die Söhne Loyola's in der Person des Pater-Procurators von Montigny je begangen haben, und sie hätten später viel darum gegeben, wenn man die Gehorsamsfünde des Pater-Procurators hätte rückgängig machen können; allein das Parlament hatte einmal das Buch in Händen und gab es um keinen Preis mehr heraus. Im Gegentheil — gestützt auf den Inhalt desselben erklärte es alle Bullen, Breven und Briefe der Päbste, welche den Jesuitenorden betreffen, desgleichen die Constitutionen des Ordens und die Erklärungen über dieselben, die Decrete der Generale und der allgemeinen Congregationen, so wie überhaupt alle andern Verfügungen der Obern für grobe Mißbräuche und zwar aus folgenden Gründen.

Erstens weil das Statut der Gesellschaft dem Ansehen der

Kirche, der allgemeinen Concilien, des heiligen Stuhles und aller geistlichen Gerichtsbarkeiten so wie auch dem der weltlichen Monarchen und Souveraine zuwider ist, indem der General der Jesuiten kraft der ihm ertheilten Privilegien Handlungen begehen und Befehle erlassen könnte, die ganz im Widerspruch mit den Beschlüssen der Concilien, mit den Bullen der Päbste, mit den Verfügungen der höheren Geistlichkeit und mit den Gesetzen weltlicher Regenten stünden. Vermöchte ja doch weder geistliche noch weltliche Gewalt etwas über einen Orden, in dessen Macht es gegeben ist, seine eigenen Constitutionen zu verändern, aufzuheben und zu widerrufen, oder auch nach Umständen ganz neue zu machen, ohne daß irgend einer Obrigkeit, ja auch selbst nicht einmal dem römischen Stuhle die Aufsicht darüber zustände!

Zweitens weil nach der Constitution des Ordens ein Einziger, der General, eine absolut monarchische Gewalt über die ganze in allen Welttheilen verbreitete Gesellschaft und über die sämtlichen Mitglieder derselben, selbst über solche ausübt, welche durch die Aemter, welche sie bekleiden, exempt sind, und weil sich diese Gewalt nicht nur etwa auf die Verwaltung der Güter und auf das Recht, Contracte zu schließen und wieder aufzuheben, sondern sogar so weit erstreckt, daß Alle und Jede, welche der Gesellschaft angehören, verbunden sind, diesem Oberhaupte eben so, wie Jesu Christo, also blindlings, ohne Rückhalt, ohne Ausnahme, ohne Untersuchung, selbst ohne innerlichen Zweifel, zu gehorchen, ja alle seine Befehle mit eben der Pünktlichkeit, als wären sie dogmatische Gesetze des katholischen Glaubens, zu vollziehen und ihm gegenüber mit Verläugnung seiner eigenen Sinne ein willenloses Werkzeug, gleichsam ein lebendiger Kadaver zu sein.

Drittens weil man dem Orden Jesu Privilegien ertheilte, welche den Rechten der Regenten und Obrigkeiten, den Rechten der Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrer und Universitäten, endlich den Rechten der übrigen geistlichen und weltlichen Orden geradezu entgegen sind, so daß eigentlich alle Stände im Staate durch jene jesuitischen Vorrechte in den größten Nachtheil kommen.

Viertens weil — während sonst jeder Gesellschaftsvertrag den verschiedenen Gliedern sowohl Rechte als Pflichten ertheilt, die Mitglieder der Societät Jesu nur Pflichten haben und zwar nur

Pflichten gegen den General, welchem sie unbedingten Gehorsam schulden, ohne daß sie dagegen auch Rechte besäßen. Im Gegentheil hat der General die Befugniß, dieses oder jenes Glied ganz nach seinem Belieben aus dem Orden zu verstoßen, und der Ausgestoßene hat weder das Recht, gegen diesen Gewaltact Apellation einzulegen, noch auch nur nach dem Grunde desselben zu fragen, noch endlich auf einen Unterhalt für die übrige Lebenszeit Anspruch zu machen.

Fünften endlich weil jedes Mitglied der Gesellschaft Jesu auch in Beziehung auf den Glauben und die Glaubenssätzen dem General unbedingten, sklavischen Gehorsam schuldig ist, selbst dann, wenn es dem General und der Generalcongregation gefiele, Sätzen zu decretiren, welche im offenbaren Widerspruche mit der allgemeinen christlichen Kirchenlehre stehen, so daß möglicherweise vollkommen ketzerische Lehren jesuitische Glaubensartikel würden.

Aus diesen Gründen, zu welchen noch viele andere untergeordneterer Natur kamen, erklärte das Parlament von Paris die Constitution des Jesuitenordens für eine durch und durch anstößige, welche in einem geordneten Staate unmöglich geduldet werden könne, und da dieses Urtheil sofort veröffentlicht wurde, so kann man sich denken, welch' eine ungeheure Aufregung sich der Gemüther aller rechtlichdenkenden Menschen bemächtigte. Noch weit mehr steigerte sich diese Aufregung, als wenige Monate später zu Anfang des Jahr 1762 ein Auszug der in dem Corpus institutorum enthaltenen anstößigen Lehrsätze der Jesuiten in einem starken Quartbande*) erschien, und man sprach nun in allen gebildeten und wohlgesinnten Kreisen der menschlichen Gesellschaft das Verdammungsurtheil gegen die furchtbare Societät Jesu aus. O wie tief bereuten es jetzt die Söhne Loyola's, ihre Constitutionsbücher dem Parlamente von Paris vorgelegt zu haben! Wie sehr beeilten sie sich, alle noch vorhandenen Exemplare derselben, so weit sie ihrer habhaft werden konnten, durch Feuer zu vernichten, um eine größere Verbreitung unmöglich zu machen; aber wie bald auch überzeugten

*) Der Titel dieses Buches ist: „Auszug der gefährlichen und schändlichen Behauptungen, welche die Jesuiten stets und ununterbrochen in ihren Schriften unter Billigung ihrer Generale gelehrt haben.“

sie sich zu ihrer tiefsten Betrübniß, daß sie mit allen diesen Maßregeln zu spät kämen!

Nicht bloß nämlich die Constitutionsbücher des Ordens waren es, über die sich die Welt entsetzte, sondern fast noch mehr die Lehrbücher, welche ihre vornehmsten Theologen verfaßt hatten; ich meine die Lehrbücher über die christliche Moral und Moraltheologie, deren Grundsätze die ganze Societät Jesu von jeher für die ihrigen erklärte und für welche sie also auch die Verantwortlichkeit übernehmen mußte. Da las man ja wahrhaft gräßliche Dinge — Dinge, über welche Einem die Haare zu Berge standen! Da mußte man sich schon auf den ersten Blick überzeugen, daß hier von einer „christlichen Moral“ gar keine Rede mehr sei, sondern von einer mehr als heidnischen Klugheitslehre, welche je nach Zeit und Umständen selbst die ärgsten Sünden zu begehen gestattete! Nun konnte man freilich nicht in Abrede ziehen, daß selbige Bücher zum Theil schon vor hundert und noch mehr Jahren geschrieben worden seien, und man hätte also schon längst Gelegenheit gehabt, sich über ihren Inhalt zu entsetzen; allein die Söhne Loyola's standen damals in noch allzugroßem Ansehen, als daß man es gewagt haben würde, ihnen den Nimbus der Heiligkeit abzuziehen, und wenn auch einige wenige Gelehrte auf das Gemeinschädliche ihrer Moral aufmerksam machten, wie z. B. Anton Arnold in seiner „Morale pratique des Jesuites vom Jahr 1643“, oder wie Blaise Pascal in seinen „Lettres provinciales vom Jahr 1656“, oder wie Nicolas Perrault in seiner „Morale des Jesuites extraite de leur livres vom Jahr 1669“, so hatten solche Angriffe doch keinen großen Erfolg. Die Söhne Loyola's wußten ja dafür zu sorgen, daß derartige Schriften von Seiten der Regierungen verboten und von Henkershand verbrannt wurden; sie wußten dafür zu sorgen, daß die große Masse der Menschheit des festen Glaubens war, die Schriften eines Arnold, eines Pascal oder wie die jesuitischen Gegner alle hießen, enthielten nichts als ungerechte Verläumdungen! Nunmehr aber, als durch das Studium des „Corpus institutorum“ die Gefährlichkeit des Ordens Jesu für die ganze menschliche Gesellschaft bewiesen war, nunmehr fiel man mit unendlichem Eifer auch über den Inhalt der sonstigen jesuitischen Schriften her, und da fand man denn, was man früher

für ganz unmöglich gehalten hätte — eine Morallehre, welche rein Immoralisches docirte. Eben darum ließ auch das Parlament von Paris eine Menge der hervorragendsten unter den jesuitischen Werken von Amtswegen prüfen und das Resultat war der einstimmig gefaßte Beschluß, die Moral-Schriften der Jesuiten Emanuel Sa, Martin Anton Delrio, Robert Person, S. Bridgavater, Robert Bellarmin, Ludwig Molina, Alphons Salmeron, Gregor de Valentia, Clarus Bonarscius, Johann Azor, Jakob Keller, Gabriel Vasquez, Johann Lorin, Leonhard Leß, Franz Tolet, Adam Tanner, Martin Becan, Edmund Piro, Anton de Eskobar, Jacob Tirin, Jacob Gretser und Herrmann Busenbaum wegen ihres höchstverderblichen und der christlichen Moral durchaus zuwiderlaufenden abscheulichen Inhalts im Palaste des Parlaments unten an der großen Treppe durch den Scharfrichter zerreißen und verbrennen zu lassen.

Um nun übrigens dem Leser einen annähernden Begriff von dem zu geben, was die Söhne Loyola's in ihren Schriften und Collegien lehrten, will ich mit einer kleinen Blumenlese aus ihrer Doctrin aufwarten, werde mich jedoch dabei keineswegs auf die so eben genannten Hauptmatadore ihres Ordens beschränken, sondern auch andere, besonders neuere Autoren anführen, weil hierin der Beweis liegt, daß die besagten Grundsätze der ganzen Societät angehörten und sich auch im Verlaufe der Zeit nicht änderten. Sehen wir zuerst, wie die Söhne Loyola's über das Vergehen der Unzucht und des Ehebruchs urtheilten! „Derjenige“, sagt der Pater Franz Xaver Fegeli (in seinen: Practischen Fragen über die Funktionen des Beichtvaters. Augsburg 1750. Seite 284), „welcher ein junges Mädchen mit ihrer eigenen Einwilligung verführt, begeht keine Sünde, weil sie Herrin ihrer Person ist und ihre Gunstbezeugungen zuwenden kann, wem sie Lust hat.“ Ganz dasselbe behauptet der Pater Eskobar in seiner Moralthologie, welche er anno 1655 in Folio zu Lyon drucken ließ, und auch der Pater Moullet drückt sich ähnlicher Weise in seinem Moralcompendium aus. „Derjenige aber,“ setzt er dann weiter hinzu, „welcher durch Gewalt, Drohung oder List eine Jungfrau in andere Umstände versetzt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, ist gehalten, das junge

Mädchen und ihre Verwandten für allen Schaden, der daraus für sie entstanden, zu entschädigen, indem er ihr eine Ausstattung gibt, damit sie Jemanden findet, der sie heirathet, oder indem er sie selbst ehlicht, wenn er sie nicht anders entschädigen kann. Wenn indessen sein Vergehen vollkommen geheim geblieben ist, so ist er nach dem innern Gewissensgesetze zu keiner Entschädigung verpflichtet.“ Eben dieser Pater Moullet lehrt ferner: „Wenn Jemand mit einer Frau schuldvolle Beziehungen unterhält, nicht weil sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, so liegt hierin, trotz des verheiratheten Zustandes der Frau, nicht die Sünde des Ehebruchs, sondern die der einfachen Unkeuschheit.“ Ueber die Unzucht im Allgemeinen äußert sich Pater Etienne Bauny (in seinem Werke: „De la Somme des Péchés. Paris 1653. p. 77) folgendermaßen: „Es ist allen Arten von Personen erlaubt, liederliche Orte zu besuchen, um dort sündhafte Weiber zu bekehren, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß man daselbst sündigen wird, weil man sich durch den Anblick und die Liebkosungen dieser Weiber nur zu leicht verführen läßt. Es ist dieß aber kein Stuprum, sondern nur Fornicatio. Denn ein Stuprum begeht man, wenn die Handlung mit einer Jungfrau wider ihren Willen und mit Gewalt geschieht, die Fornicatio dagegen beruht auf gegenseitiger Einwilligung und es geschieht dem Weibe, mit dem man es zu thun hat, hierdurch keine Beleidigung.“ Auch die Begünstigung der Unzucht und das Zuführen ist nach der Ansicht der Jesuiten etwas durchaus Erlaubtes, und es drückt sich der Pater Castro Paolo (in seinem Buche: De Virtutibus et Vitiis. 1631. p. 18) hierüber so aus: „Wenn ein Domestik seines Lebensunterhaltes wegen sich gezwungen sieht, einem ausschweifenden Herrn zu dienen, so erlaubt ihm die Nothwendigkeit, bei den schwersten Vergehen mitzuhelfen. So kann er ihm Concubinen suchen und zuführen oder ihn auch an schlechte Dexter bringen, und wenn sein Herr ein Fenster erklettern will, um zu einer Frau ins Schlafzimmer zu kommen, so darf er ihm den Fuß halten oder ihm eine Leiter bringen, weil das an sich ganz gleichgültige Handlungen sind.“ Eine ganz eigenthümliche Auslegung gibt Pater Corneille de la Pierre in seinem Commentar zum Propheten Daniel (Paris 1622) dem bekannten Vorfall mit der Susanne, indem er der

letzteren folgendes Raisonement in den Mund legt: „Wenn ich mich (spricht Susanne) den unzüchtigen Wünschen dieser Greise hingebe, so ist meine Ehre verloren, wenn ich mich aber widersetze, so steht mein Leben auf dem Spiele. Ich werde also in die schmachvolle Handlung nicht einwilligen, aber ich werde sie dulden und nichts davon sagen, um Ehre und Leben zugleich zu behalten.“ So die Susanne; die jungen Weiber ohne Erfahrung jedoch denken, um keusch zu bleiben, müsse man um Hülfe schreien und mit allen seinen Kräften dem Verführer widerstehen. Sie wissen also nicht, daß man bloß sündigt durch Einwilligung und Beihülfe, und daß keine Sünde vorhanden ist, „sobald man nur innerlich keinen Theil nimmt.“ Hierin stimmt ganz mit Corneille de la Pierre überein Jacques Tirin und er sagt in seinem biblischen Commentar (Commentarius ad Biblia. 1668. p. 787); „Die keusche Susanne hätte ihren Leib den alten Männern überlassen müssen, jedoch ohne einzuwilligen oder behülflich zu sein, und nichts verpflichtete sie, zur Erhaltung ihrer Keuschheit ihre Schande durch Geschrei bekannt zu machen, da guter Ruf und das Leben der Reinheit des Körpers vorzuziehen sind.“ Wenn nun aber in den bisher angeführten unmoralischen Moralsätzen die jesuitischen Schriftsteller stets ganz einig waren, so scheint dagegen in einem andern Punkte, nämlich in dem des Geldnehmens für die Prostitution, einiger Widerspruch unter ihnen zu herrschen. So schreibt der Pater J. Gordon, ein schottischer Jesuit (Allgemeine Moraltheologie, Band II. Buch V.): „Ein Freudenmädchen kann sich mit Recht bezahlen lassen, nur muß sie keinen zu hohen Preis stellen. Dasselbe ist mit jedem jungen Mädchen der Fall, welches sein Gewerbe heimlich treibt. Eine verheirathete Frau aber hat nicht dasselbe Recht, sich bezahlen zu lassen, weil der Gewinn der Prostitution in dem Heirathscontracte nicht vorher stipulirt ist.“ Der berühmte Escobar dagegen sagt: „Was ein verheirathetes Weib durch Ehebruch verdient, darf sie als ein rechtmäßig erworbenes Gut ansehen, nur muß sie ihren Mann an dem Genuß des Gewinnes Antheil nehmen lassen.“ Noch weiter geht der Pater Tamburini, aus dessen: „Confession aisée“ ich folgende Stelle (Buch VIII. Kap. V.) mir anzuführen erlaube: „Wie theuer kann ein Weib das Ver-

gnügen verkaufen, welches es gewährt? — Antwort: Um das richtig zu beurtheilen, muß man auf Adel, Schönheit und Anstand des Weibes Rücksicht nehmen, denn eine anständige Frau ist mehr werth, als diejenige, welche dem Ersten — Besten ihre Thüre öffnet, Distinguiren wir: Entweder es handelt sich um ein Freudenmädchen oder um eine anständige Frau. Ein Freudenmädchen kann rechtmäßiger Weise nicht mehr von dem Einen verlangen, als sie von dem Andern genommen hat. Sie muß einen bestimmten Preis haben und es ist ein Contract zwischen ihr und dem Besucher. Er, der Besucher, gibt das Geld und sie ihren Körper, gerade wie der Wirth den Wein und der Gast die Zechschuld. Aber eine Frau von Anstand und Stand kann verlangen, was sie Lust hat, weil bei Dingen von dieser Natur, welche keinen allgemein fixirten Preis haben, die Person, welche verkauft, Herrin ihrer Waare ist. Sie also hat das Recht, gleich einer reinen Jungfrau, ihre Ehre so theuer zu verkaufen, als sie sie schätzt, und Niemand darf sie deshalb des Wuchers beschuldigen.“

So viel von den jesuitischen Lehren über das Vergehen der Unzucht. Hören wir nun, was diese frommen Patres von dem Verbrechen des Diebstahls hielten. „Ist es — so fragt der Pater Pierre Aragon (in seinem Abrégé de la somme théologique de Saint Thomas d'Aquin pag. 365) — Jemanden erlaubt, in Folge des Nothstandes, in dem er sich befindet, zu stehlen? — Antwort: Ja, das ist erlaubt, sei es heimlich, sei es öffentlich; aber nur wenn man keine anderen Mittel hat, für seine Bedürfnisse zu sorgen. Auch liegt hierin weder Gewaltthat noch Raub, weil nach dem Naturrechte alle Dinge gemeinschaftliches Gut sind, so wie weil Jedermann verpflichtet ist, sein Leben zu erhalten.“ Ganz die gleiche Ansicht hat der Pater Benedict Stattler, denn er spricht sich in seinem berühmten Werke: „Allgemeine katholisch-christliche Sittenlehre oder wahre Glückseligkeitslehre aus hinreichenden Gründen der göttlichen Offenbarung und der Philosophie für die obersten Schulen der pfalz-bayrischen Lyceen auf höchsten Kurfürstlichen Befehl verfaßt“ (München 1790) im ersten Band pag. 427 wie folgt aus: „Wenn der Nothleidende wegen Krankheit und Abgang alles Verdienstes nicht im Stande ist, durch eigene Arbeit sich seine Nothbedürfnisse zu beschaffen, so hat

er das Recht, dem Reichen seinen Ueberfluß durch heimliche oder öffentliche Gewalt abzunehmen." Auch Anton de Escobar, auf den ich mich schon mehrmals berief, urtheilte so, nur setzt er (*Theologia moral. Tract. V Exempl. V nro 120*) hinzu, daß der zu Bestehende nothwendig ein Reicher sein müsse. „Darum — heißt es dann weiter — wenn du einen Dieb findest, der eben im Begriffe steht, einen Dürftigen zu berauben, so mußt du ihn davon abhalten und ihm eine andere reiche Person bezeichnen, die er statt des Dürftigen plündern könne.“ Noch mehr ins Detail geht der Pater Antoine Paul Gabriel, denn er setzt die Summe, die man „auf einmal“ stehlen dürfe, auf drei Franken fest, meint aber (siehe dessen: *Théologie morale universelle pag. 226*), man dürfe den Diebstahl so oft und so lange, als man sich in Noth befinde, wiederholen, so wie man auch durchaus nicht schuldig sei, das was man im Kleinen nach und nach genommen, wieder zu ersetzen, selbst wenn auch die Gesamtsumme eine sehr große wäre.“ Ungefähr dasselbe, nur in viel allgemeineren Umrissen, lehrt der Pater Longuet, wenn er (*Questions IV. pag. 2*) sagt: „Ist ein Mensch dermaßen arm, und ein Anderer dermaßen wohlhabend, daß der Letztere verpflichtet ist, dem Ersteren zu helfen, so darf der Arme das Gut des Andern nehmen, ohne zu sündigen und ohne zur Wiedererstattung verpflichtet zu sein, nur soll er's geheim thun und auf eine nicht in die Augen fallende Weise.“ Also nicht bloß in Fällen der höchsten Noth durfte man nach jesuitischer Ansicht stehlen, sondern auch zum Zwecke der Ausgleichung des großen Gegensatzes zwischen Reich und Arm, denn die Menschen waren ja ursprünglich gleich und gleich berechtigt erschaffen! Ohnedem aber war man zum „Nehmen“ berechtigt, wenn es galt, sich selbst bezahlt zu machen und das Recht der geheimen Compensation galt den Söhnen Loyola's als etwas, das sich von selbst verstehe. „Wenn die Herren — sagt J. de Cardenas (*Crisis theologica pag. 214*) — ihren Dienstboten etwas am Lohne abziehen, können die letzteren entweder die Justiz anrufen, oder aber sich selbst Recht verschaffen und von der geheimen Compensation Gebrauch machen.“ Dasselbe lehrt der Pater Xaver Fegeli (*De Confessore pag. 137*); er setzt jedoch hinzu: „es sei zwar

erlaubt, seinen Herrn durch Compensation zu bestehlen, aber unter der Bedingung, daß man sich nicht auf der That ertappen lasse.“ Auch seinen Schuldner darf man, laut dem Buche des Jean de Lugo de Incarnatione pag. 408, bestehlen, wenn man glaubt, daß man von demselben nicht bezahlt werden wird, „nur soll man's“, setzt Valerius Reginald hinzu, „mit der Compensation genau nehmen und nicht mehr stehlen, als man zu fordern hat.“

Auch in Beziehung auf das Lügen und Meineidschwören hatten die Söhne Loyola's ganz eigenthümliche Ansichten, denn sie sprachen sich unverblümt dahin aus, daß das Lügen und Falschschwören in allen Fällen erlaubt sei, in welchen es der Ehre eines Menschen oder seinem Vermögen oder seiner Gesundheit Schaden würde, wenn er die Wahrheit sagte. „Es ist erlaubt,“ sagt J. de Cardenas in dem oben angeführten Buche, „in wichtigen sowohl als in unwichtigen Angelegenheiten einen Eid zu schwören, ohne die Absicht zu haben ihn zu halten, so bald man gute Gründe hat, so zu verfahren.“ „Zweideutige Worte zu führen und die Richter zu belügen, ist in gewissen Fällen gestattet,“ schreibt der Pater Castropalos (Tom III. seiner Werke, Tract. 14), „wenn man nur einen ehrbaren Vorwand, die Wahrheit zu verhehlen, finden kann. Zum Beispiel es wäre Verstellung nöthig, um nicht wegen eines begangenen Todtschlags selbst zum Tod verurtheilt zu werden, so kannst du, ohne den geringsten Fehler zu begehen, die Wahrheit läugnen und zur Verstellung deine Zuflucht nehmen. Ja es ist sogar erlaubt, in solchen Fällen einen zweideutigen Eidschwur zu thun, denn jeder Mensch hat die Pflicht, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot stehen, sein Leben zu erhalten. Dieser meiner Ansicht pflichten unsere gelehrtesten Theologen bei,“ setzt dann Castropalos nach einigen weiteren Erörterungen bei, „und ich verweise deßhalb auf die Schriften von Navarra, Tolet, Suarez, Valencia und Lessius.“ Auch Sanchez und Bonacinus lehren dasselbe und letzterer sagt: „Befraget man euch wegen eines begangenen Lasters, so lieget euch gar nicht ob, es zuzugestehen, so lange ihr noch eine zu eurem Vortheil dienende wahrscheinliche Entschuldigung findet. Auch könnt ihr, wenn ihr gerichtlich befragt werdet, oder wenn euch aus dem Geständniß der Missethat ein großer und

wichtiger Schaden zuwüchse, fecklich versichern, ihr hättet nichts begangen; nur müßt ihr eure Worte so stellen, daß ihr sie nachher auslegen könnt wie ihr wollt. Fragt man euch dann noch wegen eurer Mitgehülfen, so seid ihr auch hier nicht verbunden, irgend eine der Wahrheit entsprechende Angabe zu machen, sondern ihr könnt dieselben vielmehr verschweigen oder noch besser in solchen Reden antworten, daß der wahre Sinn verborgen bleibt." Also schreibt der gelehrte Castropalos, und ganz ähnlich drückt sich auch der viel bewunderte Pater Gilliutius in seinem großen Werke über die Gottesgelahrtheit (Band 10. Tractat 25, Cap. 12) aus. „Man fragt," schreibt er, „ob es zu Zeiten erlaubt sei, einen zweideutigen und mit sinnreich geheimem Vorbehalt überlegten Eid zu leisten. Ich antworte: Ja, nur muß die Antwort in der Hauptsache den Ausdrücken des Fragenden gemäß sein, dergestalt daß, wenn hernachmals eine andere Auslegung für nothwendig gefunden würde, man nicht in Verlegenheit käme."

Nicht minder duldsam erwiesen sich die Söhne Loyola's in Beziehung auf andere Handlungen, welche von den sonstigen Moralisten als sündhafte Thaten gebrandmarkt werden. So äußert sich z. B. in Beziehung auf einen kleinen gewerblichen Betrug der Jesuite Tollet (in seinem Buche: Von den sieben Todsünden pag. 1027) folgendermaßen: „Wenn Jemand seinen Wein nicht zu seinem beabsichtigten Werthe verkaufen kann, weil er den Leuten zu theuer vorkommt, so kann er kleineres Maaß geben und etwas Wasser hineinmischen, natürlich jedoch so, daß Jedermann glaubt, er habe sein volles Maaß und der Wein sei rein und unverfälscht." In Beziehung auf die Bestechung sagt der Pater Taberna in seinem Abriß der praktischen Theologie (sie erschien anno 1736): „Man fragt, ob ein Richter gehalten sei, das wieder zu erstatten, was ihm eine Parthei gegeben hat, damit er zu ihren Gunsten entscheide. Ich antworte, daß er das Bekommene restituiren muß, wenn er es deswegen bekam, damit er ein gerechtes Urtheil fälle; hat er aber das Geld oder die Werthsache erhalten, um einen ungerechten Ausspruch zu thun, so darf er es behalten, weil er es verdient hat." Ueber eine andere Art von Bestechung äußert sich Benedict Stattler

(Band I. seiner Sittenlehre pag. 460) in folgenden Worten: „Wenn uns wegen des Eigennutzes und der Partheilichkeit der höheren Behörde durch unsern eigenen Werth und unsere Würdigkeit kein Weg zu öffentlichen Aemtern offen steht, so ist es nicht nur erlaubt, sondern, wenn Gottes- und Nächstenliebe der Beweggrund ist, sogar verdienstlich, durch Schenkungen oder Verehrungen die Gunst derjenigen zu gewinnen, welche die Aemter zu übertragen die Macht haben.“ Die Abtreibung eines noch ungeborenen Kindes wird von den Söhnen Loyola's ebenfalls für etwas Erlaubtes angesehen, wenigstens in gewissen Fällen, die aber sehr dehnbarer Natur sind, und es schreibt hierüber der Pater Miraut (Propositions sur le cinquième précepte du Decalogue pag. 322): „Man fragt, ob eine Frau ein abtreibendes Mittel anwenden dürfe. Ich erwiedere: Ja, wenn die Frucht nicht belebt ist und die Schwangerschaft gefährlich. Aber auch wenn die Frucht schon belebt ist, darf sie es, so bald sie die Ueberzeugung hat, daß sie bei der Geburt sterben muß. Unter allen Umständen aber darf dieß ein junges verführtes Mädchen, denn ihre Ehre muß ihr noch viel kostbarer sein, als das Leben.“ Sicherlich eine sehr eigenthümliche Moral! Noch eigenthümlicher aber ist die Art und Weise wie sich der Pater Gobat in seinem Oeuvres morales (Tome II pag. 228) über ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen und wäre es selbst Vätermord ausspricht. Nachdem er nämlich durch die sophistischen Trugschlüsse darauf gekommen ist, daß ein wirklich Trunkener für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könne, schließt er folgendermaßen: „Ein Sohn, der sich betrunken und in diesem Zustande seinen Vater erschlagen hat, ist nicht bloß kein Verbrecher, sondern er darf sich unter Umständen des Mords, den er begangen, sogar freuen. Nämlich wenn große Glücksgüter da sind, welche er erbt, denn große Reichthümer gehören in allwege unter die wünschenswerthen Gegenstände, besonders wenn man sie gut zu benutzen versteht.“

Schließlich sei es mir erlaubt, über die höchst sonderbaren Lehrsätze, welche die Jesuiten über das Recht der Selbstvertheidigung aufstellten, noch Einiges zu sagen, indem weder vor ihnen noch nach ihnen je eine ähnliche Theorie aufgestellt worden ist. Die Söhne

Loyola's behaupten nämlich, daß man ganz in seinem Rechte sei, gegen Einen, von dem man beleidigt wurde, die schärfsten Repressalien zu gebrauchen und zwar nicht durch das Mittel der Klage vor Gericht, sondern durch die Wiedervergeltung, also vor allem dadurch, daß man ihm durch Ausstreuung von Verleumdungen Ehre und guten Ruf abschneidet. „Thut man das letztere (das Ehrabschneiden durch Verläumdung)“, sagt Tamburin in seinem Decalogus (Lib. IX. Cap. II. §. 2.), so darf man versichert sein, daß man bald viele Leute findet, die auf die Verläumdungen schwören, denn von Natur haben die Menschen viel Lust zur Bosheit und an der Bosheit, und so geräth der Beleidiger in immer größere Unehre, bis endlich Jedermann mit Fingern auf ihn deutet.“ Etwas vorsichtiger äußert sich Herrmann Busenbaum (Die christliche Gottesgelahrtheit. Buch III. Abth. VI. Kap. 1.), wenn er schreibt: „Woferne euch Jemand ungerechter Weise an eurer Ehre angreift, und ihr solche nicht anders vertheidigen könnt, als durch die Ehrabscheidung eures Beleidigers, so ist euch solches völlig zu thun erlaubt. Jedoch daß ihr die Wahrheit saget und es nicht weiter treibet, als zur Erhaltung eurer eigenen Ehre erforderlich ist, auch der Person keine größere Beleidigung anthut, als euch selbst geschehen und eine genaue Vergleichung zwischen eurem eigenen und dem Werthe des Beleidigers machet.“ Weit ungenirter drückt sich Leonhard Lessius (Lib. II. de Anst. Cap. 2) aus, denn er lehrt kurzweg: „Hat euch Jemand an eurer Ehre Eintrag gethan, so könnt ihr sofort von dem Wiedervergeltungsrecht Gebrauch machen und habt dabei nichts zu beobachten, als daß ihr wo möglich die Gleichheit einhaltet.“ „Am allerschärfsten und zugleich klarsten aber ist die Sprache des Benedict Stattler, der sich folgender Worte bedient: „Noch viel mehr ist es in diesem Fall (nämlich wenn man schmählich injurirt worden ist) erlaubt, den Verläumder durch Entdeckung eines seiner heimlichen Vergehen oder Verbrechen um jenes Ansehen zu bringen, durch welches er bei Andern Glauben für seine injuriöse Behauptung finden könnte. Auch ein falsches Laster dem Verläumder in eben solcher Absicht anzudichten, ist dann erlaubt, wenn dieß das einzige hinlängliche oder schlechterdings nothwendige und jedenfalls dienliche

Mittel ist, ihm allen Glauben und Credit im Verläumdenden zu nehmen."

Eine prächtige Moral, das, wird der Leser sagen, eine Moral, welche allen göttlichen, bürgerlichen und politischen Gesetzen Hohn spricht, denn wo wollte es hin mit der Ordnung eines Staates, wenn Jeder in der eigenen Sache Richter und sogar noch Vollstrecker des eigenen Urtheils sein wollte? wenn Jeder, statt Liebe im Herzen zu tragen, wie Christus befiehlt, nur immer auf Rache sich besänne und ein an ihm begangenes Unrecht durch eine noch schlechtere That vergälte? Trotzdem nun aber schon diese Art von Moral eine halbwahwitzige genannt werden mußte, begnügten sich die Söhne Loyola's noch nicht einmal mit derselben, sondern sie gingen vielmehr um ein gut Stück weiter und behaupteten, daß es erlaubt sei, einem Verläumder das Leben zu nehmen, falls man seine Ehre nicht auf eine andere Weise zu retten vermöge. So sagt der schon weiter oben angeführte Pater Miraut kurzweg: „Um Verläumdungen schnell abzuschneiden, kann man den Verläumder tödten lassen, aber wo möglich heimlich, um Aufsehen zu vermeiden.“ So dictirte der Jesuit Herreau seinen Schülern im Collegium zu Paris anno 1641 folgende Sätze in die Feder: „Wenn mich Jemand bei einem Fürsten, Richter oder andern Ehrenmann durch falsche Anklage verläumdet und ich auf keine andere Weise meinen guten Namen behaupten kann, als daß ich ihn heimlich meuchelmorde, so kann ich dieß von Rechtswegen thun. Hiezu berechtigt bin ich auch dann, wenn das Verbrechen, dessen man mich beschuldigt, zwar wirklich von mir begangen wurde, aber noch dergestalt in den Schleier des Geheimnisses gehüllt ist, daß es durch gerichtliche Untersuchung nicht so leicht entdeckt werden kann.“ So lehrte gleich darauf Escobar in seiner anno 1655 erschienenen Moralthologie, „daß es unbedingt erlaubt sei, einen Menschen zu tödten, sobald die allgemeine Wohlfahrt oder die eigene Sicherheit dieß erfordern“, und Herrmann Busenbaum erläuterte diesen Lehrsatz gar noch dahin, „daß, um sein Leben zu vertheidigen, oder seine geraden Glieder zu behalten, oder seine Ehre zu retten, selbst der Sohn den Vater, der Mönch den Abt und der Untertan den Fürsten morden dürfe.“ Mehr ins Specielle ging der Pater Franciskus Lamy ein,

wenn er in Band V. seiner Werke (Disp. 36, Num. 148) sagt:
„Es kann nicht geleugnet werden, daß Geistliche und Ordensper-
sonen vor allem darauf angewiesen sind, die Ehre und das Ansehen
zu behaupten, welches ihnen ihr tugendfames Leben, so wie ihre
wissenschaftliche Bildung verleiht. Dieses Ansehen macht sie vor
den Augen der unter ihrer Obhut stehenden Laien ehrwürdig, und
wenn also Einer von ihnen dasselbe verliert, so kann er weder
mehr Nutzen schaffen noch einen Gewissensrath abgeben. Demgemäß
ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß die Geistlichen um jeden
Preis ihre Ehre und ihr Ansehen retten müssen, selbst um den
Preis des Lebens der sie beleidigenden Personen. Ja hiezu, das
ist zur Beseitigung ihrer Verläumber, sind sie sogar verpflichtet,
wenn sie sich bloß durch dieses Mittel sicher stellen können, und
ist dieß besonders dann der Fall, wenn der Verlust ihrer Ehre
dem ganzen Orden zur Schande gereichen würde.“ Ganz dasselbe,
aber mit bündigeren Worten, lehrt der Pater Henriquez in seiner
„Summa Theologiae moralis“ (Venet. 1600). „Wird ein Geist-
licher,“ heißt es da, „bei einer Frau, mit welcher er ein Liebes-
verhältniß hat, vom Manne im Ehebruch ertappt, und er tödtet
diesen, um seine Ehre und sein Leben zu vertheidigen, so ist er
nicht nur ganz in seinem Rechte, sondern er wird dadurch auch
nicht unfähig, seine geistlichen Verrichtungen nach wie vor auszu-
üben.“ Weit allgemeiner gehalten sind die Lehrsätze des famosen
Sanchez, und er behauptet frischweg, daß es erlaubt sei, jeden
umzubringen, welcher eine ungerechte Klage vor Gericht gegen uns
anbringe oder falsch Zeugniß gegen uns ablege, so bald wir ver-
sichert seien, daß für uns dadurch ein großer Schaden entstünde.
„Dergleichen Mordthaten könne man keine eigent-
liche Todtschläge, sondern nur erlaubte Noth-
wehren nennen; jedoch müsse man, ehe man den Todtschlag
begehe, von der beabsichtigten Beleidigung des Feindes eine sichere
Ueberzeugung gewinnen.“ Am allerklarsten übrigens spricht sich
über diesen Punkt der schon so oft angeführte Benedict
Stattler aus, indem er (Band I. seiner Sittenlehre, p. 337
u. f.) sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Einer schwere Schmach
bringenden Realinjurie, z. B. einem Stockstreiche, einer Maul-
tasche u. s. w. darf man, wenn man sie nicht auf andere Weise

vermeiden kann, durch Ermordung des Beleidigers zu vorkommen; doch rath die christliche Liebe, sich dieser Nothwehr zu entschlagen, so fern aus solch' einer christlichen Geduld nicht gar zu schwere Uebel für uns und andere mit uns verbundene Personen hervorgehen. Andern schweren Beleidigungen, insbesondere Verläumdungen ist es zwar insgemein nicht, wohl aber dann erlaubt, durch Ermordung des Verläumder zuvorzukommen, 1) wenn es mit Gewißheit vorhergesehen wird, daß der falsche Verläumder bei den Menschen Glauben findet; 2) wenn er uns dadurch alle anderen Mittel der Ehrenrettung abschneidet; 3) wenn wir durch die Ermordung des Feindes nicht Gefahr laufen, Schande zu erleiden.“

Solche und andere ähnliche Lehrrsätze stellten die Söhne Loyola's in ihren Moraltheologien auf, und nun, o Leser, frage ich dich, hatte die Menschheit, als sie dieß erfuhr, nicht die vollste Ursache, bis zum Tode darüber zu erschrecken? Ja, mußte sie nicht mit förmlichem Entsetzen erfüllt werden, wenn sie bedachte, daß die Jugend Europas, welche größtentheils der Erziehung der Jesuiten anvertraut war, in solchen abscheulichen Grundsätzen herangebildet wurde? Ueberdieß zeigte es sich nicht nur allzudeutlich auch in der Praxis, welche furchtbare Consequenzen jenes jesuitische Lehrsystem nach sich zog, und berief sich nicht z. B. der Pfarrer Niembauer, welcher die Anna Eichstätter, weil sie mit gewissen Enthüllungen drohte, kaltblütig ermordete, zu seiner Rechtfertigung auf Stattlers christliche Sittenlehre? Ha, und solcher Niembauers, welche erklärten, Morden sei erlaubt, wenn man seine Ehre und seinen guten Ruf in Gefahr sehe — gab es deren nicht ohne Zweifel im Geheimen noch eine schwere Menge, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie ihre Morde besser zu verschleiern und verborgen zu halten verstanden? Ein gräßlicher Gedanke, der jeden Vater, wenn er an das Seelenheil seines den Jesuiten übergebenen Sohnes dachte, erzittern machen mußte!

Doch nicht bloß aus diesem Grunde erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens gegen die Belassung der deutschen Jugend in den Händen der Söhne Loyola's, sondern auch deswegen, weil man jetzt nach genauerer Untersuchung entdeckte, wie wenig sie in der wirklich wissenschaftlichen Erziehung leisteten und wie verkehrt, fehlerhaft

und gemeinschädlich ihre ganze Methode sei. „Sie suchten,“ sagt in dieser Beziehung der berühmte Historiker Spittler, welcher den Nagel meist mit wenigen Worten auf den Kopf trifft, „sie suchten allen Unterricht des Volks und der Studirenden an sich zu reißen und es gelang ihnen dieß auch für eine geraume Zeit, aber sie lehrten die Wissenschaften mit Beseitigung der edelsten Parthien derselben, das heißt alles dessen, was den Verstand aufklären und die Gesinnungen des Herzens erheben und veredeln — alles dessen, was des Pabstthums und des Jesuitismus Blößen nur irgend aufdecken konnte. Ja nicht einmal den guten Geschmack beförderten sie, und das Jesuitenlatein ist ohnehin überall zum Sprüchwort geworden.“ In der That mußten sich ihre Gymnasialschüler acht, neun und noch mehr Jahre mit den grammatikalischen Regeln plagen, ohne je die lateinische oder griechische Sprache gründlich zu erlernen, und mit dem Geiste der lateinischen oder griechischen Schriftsteller wurden sie ohnehin nie bekannt, da die Söhne Loyola's alle diese Schriftsteller, ehe sie dieselben ihren Zöglingen zum Lesen gaben, vorher gründlich castrirten. Dagegen wurde den Zöglingen eine große Fertigkeit und Gewandtheit besonders im Ausdruck des Lateinischen beigebracht, denn dieses war ja im 17. und 18. Jahrhundert die allgemeine Diplomaten- und Gelehrtensprache. Ueberdem übte man die Jungen schon sehr früh im Disputiren und in der Redekunst, damit sie im späteren Alter als sophistische Klopffechter excelliren und durch keinerlei Einwendung aus dem Sattel zu heben wären. Diese Kunst aber — man nennt sie auch Dialektik — gab ihnen einen Schein der Bildung und des Wissens, der jedenfalls die große Menge blendete, und was wollte man weiter, wenn nur dieß Resultat erreicht wurde? Für die Kenntniß anderer Sprachen, als des Lateinischen und Griechischen, geschah in den sämtlichen Jesuitenschulen wenig oder gar nichts, und insbesondere wurde auch die jeweilige Landessprache total vernachlässigt. Ja diese Landes- oder Muttersprache war sogar bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts von den Lehrgegenständen geradezu ausgeschlossen und man verwandte oft und viel in Deutschland portugiesische, in Portugal italienische, in Spanien deutsche und in Italien spanische Jesuiten als Lehrer und Professoren in den Anstalten des Ordens. Mit dem Jahr 1703 beschloß nun allerdings die General-

congregation der Societät, künftig auch der Landessprache einige Rechnung zu tragen, allein der darin erteilte Unterricht blieb fortwährend ein erbärmlicher und in den deutschen Jesuitenschulen zum Beispiel verlernten nach einem vom Jahr 1770 vorliegenden sehr eingehenden bairischen Regierungsbericht die Zöglinge ihr Deutsch weit eher, als daß sie es lernten. Warum auch nicht? Die Zöglinge der Jesuiten sollten nicht zu guten Landeskindern, zu guten Bürgern des Staats, in dem sie geboren waren, zu vortrefflichen und anhänglichen Mitgliedern der Nation, von der sie sich schrieben, erzogen werden, sondern vielmehr zu Freunden des Jesuitenordens und zu Beförderern seines Wohls. Sie sollten fortan, wenn sie dem Orden förmlich beitraten, kein anderes Vaterland mehr kennen, als eben diesen Orden, und wenn sie ihm auch nicht beitraten, sondern nach vollendeter Erziehung in den Staatsdienst oder zu sonstigen Beschäftigungen übergingen, so sollten sie des vaterländischen oder Nationalgefühls wenigstens so weit entledigt sein, daß ihnen die Societät mehr am Herzen lag, als der Staat, dem sie angehörten. Gleichgiltig und fühllos sollten sie werden für das Interesse der eigenen Familie, der eigenen Angehörigen, der eigenen Heimath, und dafür sollte ihnen eine andere Liebe eingeflößt werden, die Liebe zur Gesellschaft Jesu, welche sich ihnen gegenüber hinstellte als die alleinige Trägerin des Heiles der Menschheit. Solches war der Zweck der jesuitischen Erziehung und hierin, das ist in der Kunst die Jugend dem Elternhause sowie dem Vaterland zu entfremden, ihre Gemüther von der natürlichen Gefühlrichtung zu entfernen und ihnen dafür die Anhänglichkeit an ihren geistigen Vater, an ihr geistiges Vaterland einzuimpfen — hierin brachten sie es in der That weit; allein eben deswegen gingen auch aus den Schulen der Söhne Loyola's niemals gute gehorsame Söhne, niemals treu ergebene Bürger, auf welche sich das Land und der Regent verlassen konnten, hervor.

Zu solcher Einsicht kam man bei näherer Betrachtung des jesuitischen Jugendunterrichtes, und nun frage ich: war der allgemeine Schrei des Unwillens, der sich jetzt wenigstens unter den Gebildeten über die frommen Patres zu erheben begann, nicht ein vollkommen gerechtfertigter?

Drittes Kapitel.

Die wachsende Aufklärung und der Sturm aus der eigenen Mitte.

Noch ein drittes Moment trug wesentlich dazu bei, die Söhne Loyola's in ihrer Nacktheit, d. i. als diejenigen, die sie wirklich waren, zu zeigen, und als dieses dritte Moment bezeichne ich die wachsende Aufklärung in Verbindung mit dem Sturme, der über die Jesuiten aus ihrer eigenen Mitte hereinbrach.

Viel Schlimmes hat die Regierung des Königs Ludwig XIV. über Frankreich, über Deutschland, über Spanien, über ganz Europa gebracht, aber dagegen brachte sie auch der Menschheit einen unermesslichen Vortheil, nämlich den, daß unter ihr und durch sie Schriftsteller geweckt wurden, welche nicht nur die Tendenz, dem Aberglauben und der Finsterniß mit dem Lichte ihres Geistes entgegenzutreten, consequent verfolgten, sondern die auch in einer Weise und zugleich in einer Sprache schrieben, daß ihre Schriften vom großen Publikum verschlungen werden konnten. Bisher war das Lateinische die einzige Sprache der Gelehrten gewesen und der ganze Fieberkrieg zwischen den Männern der Wissenschaft wurde nur in dieser Sprache geführt. Mochte daher auch für die Wiedererweckung der geistigen Freiheit seit der Erfindung der Buchdruckerkunst von einzelnen Männern sowohl als von ganzen Corporationen, wie Universitäten u. s. w., noch so viel geschehen, es drang nicht zum

Volke, weil das Volk die lateinische Sprache nicht verstand. Zum Volke mußte man, wenn man ein Resultat erzielen wollte, in der Sprache reden, die ihm mundgerecht war, zugleich aber auch in der Weise, die es anzog, an der es ein Interesse, eine Freude hatte. Was nützte das gelehrte Zeug der großen Masse? Sie ließ es indolent bei Seite liegen und gähnte schlaftrunken dabei. So blieb die tiefe geistige Nacht auch nach der Wiedererweckung der Wissenschaften in Europa, auch nach den großartigen Leistungen der Reformation, wie ein drückender Alp auf den Nationen lasten und bis tief ins 17. Jahrhundert hinein zeigte sich nirgends ein Sonnenstrahl, der diese unendliche Finsterniß auch nur stellenweise zu durchdringen im Stande gewesen wäre; die Söhne Loyola's aber, welche am meisten zur Erhaltung dieser Nacht beitrugen, jubelten in ihrem Innern und sie hofften, daß nie eine Zeit des Tages kommen werde. Doch ihre Hoffnung war eine vergebliche, denn eben als sie auf der höchsten Stufe ihrer Macht angelangt waren, trat in Folge der großen religiösen und politischen Fehden, welche unter Ludwig XIV. die Welt erschütterten, in Frankreich eine ganz neue Literatur ins Leben, von der man vorher gar nichts gewußt hatte und die dazu bestimmt war, den Glauben des Volks an ihre Heiligkeit total zu erschüttern. Ich meine damit die dramatische Poesie, welche sich in dieser Zeit vom classischen Alterthum emancipirte und wenigstens im Lustspiel anfing, sich auf die eigenen Füße zu stellen.

Der Träger dieser neuen Art von Literatur war Jean Baptiste Poquelin, genannt de Molière, und von ihm, dem Meister, Muster und Vorbild aller nach ihm lebenden Lustspiel-dichter, erlitten die Söhne Loyola's einen Stoß, der ihnen in den Augen der großen Masse mehr schadete, als alle Angriffe ihrer gelehrtesten Gegner. Molière, von früher Jugend an dem Theater mit einer leidenschaftlichen Neigung zugethan, gesellte sich zweiundzwanzig Jahre alt anno 1642 zu einer Schauspielertruppe, welche damals in einer Vorstadt von Paris Vorstellungen gab, und durchzog mit dieser sechzehn Jahre lang die Provinzen Frankreichs, um bald in dieser, bald in jener Stadt auf ein paar Monate oder auch noch länger den Tempel Thaliens aufzuschlagen. Es fehlte aber seiner Gesellschaft an passenden Stücken, denn das Publikum

hatte keine große Freude an den seither üblichen hochtragischen classischen Trauerspielen, und eine in demselben Genre von ihm selbst verfasste Tragödie: „la Thébaïde“ gefiel ebenfalls nicht im geringsten. Da kam er auf den glücklichen Gedanken, statt der Trauerspiele — Lustspiele zu schreiben und siehe, sein erstes schon, der „Etourdi“ vom Jahr 1653, gefiel über die Massen. Er behandelte nämlich darin einen Stoff aus dem Leben und das Volk mußte lachen, ob es wollte oder nicht. Nun folgte eine Komödie nach der andern und in jeder wurde irgend ein mangelhafter Zustand der Gegenwart, irgend eine fehlerhafte Einrichtung, irgend eine Anmaßung dieser oder jener Menschenklasse dem Gespötte des Publikums preisgegeben. Was Wunder also, wenn der Name Molière bald in ganz Frankreich wiederhallte? Was Wunder, wenn er, nachdem er anno 1658 mit seiner Truppe nach Paris übergesiedelt, dort ebenfalls immensen Beifall gewann? Was Wunder, wenn der kunstliebende Ludwig XIV., der damals noch von Lebenslust übersprudelte, ihn mit seiner Gesellschaft unter dem Titel der „Königlichen Truppe“ in seine besondere Dienste nahm, damit durch ihre Vorstellungen die glänzenden Hoffeste noch mehr verherrlicht würden? Jetzt war Molière erst an seinem rechten Plage und von nun an warf er den Plautus und Terenz, das ist die Classiker, erst vollends ganz über Bord, um dafür das Thun und Treiben der lebenden Menschheit auf die Bühne zu bringen und das Laster nebst der Thorheit, wo er sie fand, an den Pranger zu stellen. Es erschienen nach einander „die Schule der Frauen“, „die Schule der Männer“, „der Misanthrop“ nebst anderen Stücken, und da denselben der große König höchst eigenhändig Beifall klatschte, so stand der Verfasser derselben gegen alle Verfolgungen gepanzert da, obwohl gar viele Stände und Persönlichkeiten, die sich von ihm gezeißelt fühlten, einen furchtbaren Haß auf ihn warfen. Noch hatte er sich übrigens nicht an die heuchlerische Devotion der Söhne Loyola's und ihre sonstigen gleichgesinnten Brüder gewagt, denn da dieselben eben damals zu einer furchtbaren Macht in Frankreich herangewachsen waren, so schien es ein Wahnsinn, ihnen Troß bieten zu wollen; allein sein Genius riß ihn fort und im Jahr 1664 erschien sein Tartüffe, die heißendste aller Sartyren, die je auf die schwarze Kohorte gemacht wurde. Es war eine Kühnheit sondergleichen, die

Jesuiten dem Gelächter der Welt preisgeben zu wollen, und Molière sollte auch sogleich erfahren, was es heißen wolle, sich mit einer solchen Kriegerschaar auf den Kampfplatz begeben zu wollen. Die frommen Patres nämlich brachten es, so bald sie von der Existenz des Stückes sichere Nachricht hatten, durch ihre Machinationen dahin, daß die Aufführung desselben verboten wurde, und fünf Jahre lang blieb es trotz aller Gegenbemühungen des Dichters bei diesem Verbot. Endlich jedoch gab König Ludwig den Vorstellungen Molière's, daß sein Tartüffe nicht die ganze Gesellschaft Jesu, sondern blos die heuchlerischen Scheinheiligen unter ihnen persiflire, Gehör, oder vielmehr er konnte der Neugierde, den Tartüffe zu sehen, nicht mehr länger widerstehen und erlaubte, respective befahl durch ein Machtwort, denselben auf die Bühne zu bringen. Welch' großartiger Erfolg aber krönte diese Aufführung! Die Hälfte von Paris, ja von ganz Frankreich schlug sich die Hände von Beifallsgeklatsch wund und alle Gebildeten geriethen vor Entzücken und Begeisterung über dieses unnachahmbare Werk fast außer sich. Duzend Male mußte es wiederholt werden, auf allen Theatern der Provinzen wurde es gegeben und selbst das Ausland bemächtigte sich seiner durch Uebertragung in fast alle lebenden Sprachen Europa's. Mit Fingern deutete man auf die Jesuiten, so bald sie sich nur das geringste Auffallende erlaubten, und besonders auch die Handwerker in den Städten, also diejenigen, welche den sogenannten mittleren Stand bildeten, wurden von diesem Geiste der Aufklärung angesteckt. Die Söhne Loyola's aber? Nun sie rächten sich dadurch, daß sie den göttlichen Dichter von den Kanzeln ihrer Kirchen herab noch lebend zum ewigen höllischen Feuer verdamnten, und daß sie, wie er im Februar 1673 verstarb, den Erzbischof von Paris dazu brachten, seinem Leichnam ein ehrliches Begräbniß zu versagen. König Ludwig jedoch, der seinen Liebling während dessen Lebzeiten zu schätzen gewußt hatte, trat auch dießmal wieder ins Mittel und seinem Befehle gemäß erhielt Molière auf dem Kirchhof St. Joseph ein Ruheplätzchen. Freilich nur ein sehr stilles, bescheidenes, aber doch ein ehrliches, der Rache der Jesuiten unzugängliches, und so erging es ihm immer noch besser, als so vielen tausend Andern, welche den Zorn der Söhne Loyola's auf sich geladen hatten. Auf Molière folgten Viele, welche in seinem Geiste, in seiner

Manier, in seiner Sprachweise fortzuwirken strebten, denn die Bahn war einmal gebrochen und das Rad des Fortschritts konnte nicht mehr rückwärts gerollt werden. Man wird mir jedoch zu gut halten, wenn ich über die Namen dieser Männer stillschweigend hinweggehe — der Leser mag sie aus der Literaturgeschichte erfahren — und einfach constatare, daß die Aufklärung besonders unter Frankreichs städtischer Bevölkerung seit der ersten Aufführung des Tartüffe in wenigen Jahrzehnten fast riesige Fortschritte machte. Eine große Sünde jedoch wäre es, nicht wenigstens Eine Ausnahme zu machen und zwar eine Ausnahme zu Gunsten jenes Schriftstellers, welcher zum Sturz des Jesuitismus mindestens eben so viel beitrug, als der ganze hundertjährige Jansenistenstreit; ich meine des Schriftstellers Francois Marie Aronet de Voltaire. Geboren im Jahr 1694 erhielt er im Jesuitencollegium „Louis le Grand“ seine erste Bildung; darauf widmete er sich dem Rechtsstudium, jedoch nur ganz kurze Zeit, weil er demselben keinen Geschmack abgewinnen konnte; schließlich, obwohl erst zwanzig Jahre alt, versuchte er sich, aufgemuntert von Männern der Literatur, welchen seine hohen geistigen Gaben imponirten, auf dem Felde der Poesie, und da sein Trauerspiel Oedipe, mit dem er debütierte, mit großem Beifall aufgenommen wurde, so stand von nun an sein Entschluß fest, nur noch literarischen Arbeiten zu leben. Diesen Vorsatz hielt er getreulich und in der langen Zeit seines Daseins — er starb erst 1778 — wurde ein Werk nach dem andern von ihm zu Tage gefördert, denn nimmer ermattete die Flugkraft seines Geistes, nimmer erlahmte die Energie seiner Thätigkeit. Doch nicht bloß die Poesie war es, die ihn beschäftigte, nicht bloß Gedichte, Tragödien und Lustspiele edirte er in Hülle und Fülle, sondern noch weit großartiger wirkte er auf dem Felde der Geschichte, so wie in der Behandlung der Tagesfragen, und eine so furchtbare Gewalt übte sein geschriebenes Wort aus, daß er in allen religiösen, politischen und gesellschaftlichen Fragen der Tonangeber für seine ganze Nation wurde. Ja noch mehr, durch die Blitze, welche er gegen den Fanatismus, den Aberglauben und die Heuchelei schleuderte, erhob er sich zum Partheihaupt aller französischen Philosophen und man sah ihn sogar als den an, der den Gesamtwillen der geistig Mündigen in Europa vertrete. Doch

nicht bloß für die Hochgestellten und Feingebildeten schrieb er; nein für die ganze Welt, die lesen konnte, und wie die Könige mit ihren Ministern nicht umhin konnten, seinen Schriften ihre Aufmerksamkeit zu widmen, gerade so und noch weit mehr war er der Lieblingsautor der Damenwelt. Das Bürgerthum aber — nun dieses verschlang ihn förmlich und wer die Henriade, die Pucelle, den Zadig, den Candide nicht gelesen hatte, galt geradezu für einen Barbaren. Nur Einen Stand gab es, der ihn zwar las, aber mit Ingrimm las und ihn für jedes geschriebene Wort gern vergiftet hätte — nur Einen Stand dieser Art gab es, aber einen sehr weitverzweigten und bisher fast allmächtigen, ich meine den Stand der Ordinarier, unter denen dann wieder die schwarze Kohorte der Jesuiten am auffälligsten hervorragte. Sie haßten ihn auf's Blut und haßten ihn mit Recht, denn er haßte sie auch und zwar wo möglich noch ärger, als sie ihn, und verfolgte sie mit seinem Wit, seiner Satyre, seiner Herabsetzung, seiner Verachtung auf solch' scharfschneidige Weise und mit solch' immensem Erfolge, daß er dadurch eine vollständige Umwälzung in der Geistesrichtung eines sehr großen Theils der mit ihm Lebenden bewerkstelligte. Mag man daher auch jetzt in unserer Zeit gar Manches an seinen Schriften, besonders seinen philosophischen, historischen und kritischen aussetzen, mag man ihm mit mehr oder weniger Recht Mangel an Gründlichkeit, so wie dagegen Ueberfluß an Frivolität vorwerfen — trotz allem dem stand er doch als der geistig begabteste Mann seines Zeitalters da; trotz allem dem war er der Fels, an dem die bisher angebetete und angestaunte Auctorität in kirchlichen und religiösen, zum Theil auch in politischen und gesellschaftlichen Fragen zersplitterte.

Ich glaube mit diesem Wenigen, was ich über Molière und Voltaire sagte, schon genugsam dargethan zu haben, wie unendlich viel die wachsende Aufklärung dazu beitrug, die Söhne Loyola's als das zu zeigen, was sie in Wirklichkeit waren, im schönsten Gegensatz gegen das, für was sie sich bisher ausgegeben hatten. Nicht minder viel trug hiezu der Umstand bei, daß nunmehr auch einzelne Ordensmitglieder selbst, sei's mit offenem, sei's mit geschlossenem Visier, es wagten, mit gewissen Enthüllungen an's Tageslicht zu treten, durch welche die Societät Jesu ihres bisherigen

Gewandes der Heiligkeit, sowie überhaupt der meisten ihrer seither angemessenen Vorzüge entkleidet wurden; ja daß einzelne Wenige sogar die Kühnheit hatten, dem Verband, dem sie bisher angehört, gänzlich den Abschied zu geben und, nachdem sie sich ihrer Sicherheit wegen in die Länder der Protestanten geflüchtet, die erstaunte Welt selbst in die verborgensten Geheimnisse der Societät einzuweihen. Wenn ich übrigens sage: „einzelne Wenige“, so bitte ich, mich nicht mißverstehen zu wollen. Ich weiß nämlich recht wohl, und es ist dieß auch sonst genugsam bekannt, daß die Zahl derer, welche im Verlaufe der Zeit aus dem Jesuiten-Orden heraus- und in die Welt zurücktraten, nicht so gar gering genannt werden darf, allein es waren dieß entweder bloße Laienbrüder, oder angehende Novizen, oder auch Coadjutoren und Scholastiker. Mit andern Worten: es waren bloß solche, welche zwar Jesuiten hießen und auch in der That der Societät Jesu angehörten, welche aber noch keineswegs das vierte Gelübde abgelegt und sich zu Professoren würdig gemacht hatten. Sie also besaßen keineswegs die vollständige Kenntniß des wahren jesuitischen Wesens, sie wußten nichts von seinen innersten Einrichtungen, mit welchen man nur die Eingeweihten vertraut machte, und sie konnten daher auch keine Geheimnisse ausplaudern. Demnach sind sie nicht unter den „einzelnen Wenigen“ gemeint, und eben so wenig sind es diejenigen, welche von den Oberen wegen Unbrauchbarkeit oder wegen eines sonstigen Grundes aus der Societät gestoßen wurden, denn man stieß nur untergeordnetere Subjecte aus, die man als ungesunde Glieder, welche man amputieren müsse, bezeichnete und von denen man gewiß wußte, daß sie dem Orden nicht schaden könnten. Die „einzelnen Wenigen“, von denen ich sprach, gehörten vielmehr dem Stande der Professoren an, sie gehörten unter die Vorgesetzten, unter die Eingeweihten der Societät, sie gehörten unter die, von welchen man voraussetzte, oder vielmehr in Folge langjähriger Prüfung überzeugt war, daß sie von ächt jesuitischen Gesinnungen beseelt seien, indem man sie ja sonst nicht für würdig erachtet hätte, ihnen das vierte Gelübde abzunehmen. Daß aber von diesen nur sehr — sehr Wenige vom Orden abfielen, dieß liegt in der Natur der Sache, und man muß sich sogar billig darüber wundern, daß der

Fall nur überhaupt vorkam. Er kam jedoch vor und zwar mehr als einmal, wie ich jetzt durch Beispiele erörtern werde.

Im Jahr 1648 trat zu Leyden in Holland in der dortigen protestantischen Hauptkirche ein Kanzelredner auf, welcher auf's heftigste gegen die Söhne Loyola's losdonnerte, und zu gleicher Zeit erschien in französischer Sprache ein Büchlein, welches den Titel führte: „Die Jesuiten auf dem Schaffot wegen ihrer in der Provinz Guyenne begangenen Hauptverbrechen.“ Der Kanzelredner und der Verfasser des Buchs war ein und derselbe, nämlich Peter Jarrige, ehemaliger Jesuit und Profesz der vier Gelübde, welcher in Bordeaux sowie noch in verschiedenen andern Städten der Provinz Guyenne, in denen die Societät Jesu Collegien besaß, als Lehrer, Prediger und Beichtvater, einige Zeit lang auch als Rector eines Collegiums Dienste gethan hatte. Geboren nämlich anno 1605, fiel er schon sehr früh in die Hände der Söhne Loyola's, ward von diesen erzogen und wegen seiner hervorragenden Talente in den Orden gelockt, rückte dann schnell von Stufe zu Stufe weiter und wurde schon sehr früh für würdig erachtet, unter die Eingeweihten des vierten Gelübdes aufgenommen zu werden. Trotz aller jesuitischen Erziehung jedoch war ihm sein besseres Ich nicht ganz abhanden gekommen, und als er nun zum Profesz vorgerückt die schreckbare Frevelhaftigkeit des Ordens Jesu genau kennen lernte — eine Frevelhaftigkeit, die ihm in einem um so grelleren Lichte erscheinen mußte, als er sich zugleich auch mit den Schriften der Reformirten und ihrem schlichten Bibelglauben vertraut machte, da reifte der Entschluß in ihm, eine Gesellschaft zu verlassen, deren Hauptträger die Eigenschaften der Wölfe, Tiger und Füchse in sich vereinigten, und sich zum Protestantismus zu bekennen. Er ließ sich also unter einem plausiblem Vorwand nach der paritätischen Stadt La-Rochelle versetzen, legte dort am 25. December 1647 heimlich vor dem calvinistischen Consistorium sein neues Glaubensbekenntniß ab und entfloß dann, unterstützt von den Calvinisten, eiligst nach Holland, um jenen scheußlichen Kellern zu entgehen, in welchen die Gesellschaft Jesu das Geschrei ihrer ungehorsamen und ungetreuen Söhne zu ersticken pfl egte. Seine Flucht machte fürchtbares Aufsehen, noch mehr sein Buch: „Die Jesuiten auf dem Schaffot.“ In den zwölf Kapiteln dieses Buches nämlich behandelte

er das ganze Thun und Treiben der Söhne Loyola's, wie der Leser es aus dem dritten, vierten und fünften Buche dieses Werkes kennen gelernt hat, belegte Alles, was er gegen sie vorbrachte, mit Beweisen, und zog ihnen, obwohl er sich auf das beschränkte, was er selbst gesehen, gehört und erlebt (und Notabene ich wiederhole hier, daß er nicht über die Provinz Guyenne hinauskam und also kaum den hundertsten Theil des jesuitischen Territoriums kennen lernte), die Komödiantenmaske der Heiligkeit so gründlich ab, daß sie vor der Welt als völlig entlarvte Bösewichter dastanden. Kein Wunder also, wenn die Welt über diese Art von Enthüllungen in das höchste Staunen gerieth; kein Wunder aber auch, wenn die Söhne Loyola's von der höchsten Wuth befallen wurden! So etwas hatte man noch nicht erlebt, so lange die Welt stand — ein Jesuit wurde zum Verräther an seinen Mitjesuiten, einer der Eingeweihten der Societät stellte den ganzen Orden an den Pranger und vor's Hochgericht Europa's! Wahrhaftig, der arme Farrige würde in Stücke zerrissen worden sein, wenn seine ehemaligen Socii seiner im Augenblick habhaft geworden wären; so aber begnügten sie sich mit seinem Bilde und verbrannten dieses im Hof ihres Collegiums von La-Rochelle. Doch nein, sie begnügten sich nicht damit, sondern einer aus ihrer Mitte, Namens Jakob Beaufés, ward sofort aufgestellt, das Werk des Farrigiuz zu widerlegen. Er machte sich auch sogleich an die Arbeit und sein Gegenbuch erschien schon nach wenigen Wochen; allein von welcher Art war sein Inhalt? Nun, von A bis Z eine fortgesetzte Schimpfrede. „Der Pater Farrige,“ schreibt er, „ist ein niederträchtiger Hallunke, ein schändlicher Verläumder, Lügner und Renegat, der gar keinen Glauben verdient. Er selbst hat alle die Verbrechen begangen, welche er seinen Mitbrüdern aufbürdet, und wenn er nicht dem Orden entlaufen wäre, so würde man ihn mit Schmach ausgestoßen haben. Ueberdem spricht überall aus seinem Buche die Rachsucht heraus, denn er war wüthend, daß man ihn nicht zu einer höhern Würde beförderte — zu einer Würde, die er bei seiner Rohheit und fast thierischen Dummheit gar nicht zu bekleiden die Fähigkeit besaß.“ Auf diese Art widerlegte Beaufés seinen ehemaligen Mitbruder und diesem wurde dadurch die Rückantwort leicht. „Wenn ich solch ein Bösewicht bin,“ replicirte er, „wie Beaufés behauptet, warum dul-

dete mich dann die Gesellschaft Jesu fünfundzwanzig Jahre lang in ihrer Mitte? Warum machte sie mich zum Profess der vier Gelübde und vertraute mir Prediger- und Lehrerstellen an? Ueberdem nicht um meine Person handelt es sich, sondern um die Verbrechen, von welchen ich berichtete, um die Thatsachen, deren Augen- und Ohrenzeuge ich war. Warum hat er denn diese nicht widerlegt? Warum da nicht den Gegenbeweis geführt? Einfach, weil er nicht konnte, weil die Wahrheit sich nicht widerlegen läßt." Diese Rückantwort Jarrige's rief natürlich wieder eine Gegenbrochüre des Pater Beaufés in's Leben und da ihm nun auch noch andere Patres zu Hilfe kamen, so blieben die holländischen Reformirten als Freunde Jarrige's ebenfalls nicht still. So entwickelte sich der Kampf immer großartiger und die unterhaltungslustige Welt rieb sich über die bevorstehenden Skandalgenüsse bereits fröhlich die Hände; da traf auf einmal vom General zu Rom eine Ordre ein, welche ein ganz anderes Verfahren vorschrieb. „Nicht durch Schmähungen Jarrige's werde die Societät Jesu rein gewaschen," schrieb der General, „sondern dieß sei nur dadurch möglich, daß man den Exjesuiten wieder für den Orden gewinne und ihn dann zum öffentlichen Widerruf anhalte." Somit ließen jetzt plötzlich die Söhne Loyola's alle Controverse fahren, gerade wie wenn ihnen der Mund zugefroren gewesen wäre, und dagegen begab sich der Pater Ponthélier, ein durch seine Gewandtheit und Weltflugheit ausgezeichnete Jesuite, nebst einigen andern ihm zur Verfügung gestellten Collegien in aller Stille sowie in guter Verkleidung nach Leyden, wo sich Jarrige immer noch aufhielt. Er traf ihn da — so viel ist constatirt, und ebenso richtig ist, daß er eine lange Unterredung mit ihm hatte; allein von nun an gehen die Berichte auseinander oder vielmehr von nun an gibt es zwei Besarten, welche über das künftige Schicksal Jarrige's das gerade Entgegengesetzte behaupten. Die Eine nämlich, die der Jesuiten, vertreten hauptsächlich durch den äußerst partheiischen Historiker Etienne Baluze, benachrichtigt die Welt: Ponthéliers Beredsamkeit habe eine solch großartige Wirkung gehabt, daß der abtrünnige Pater sofort tiefe Reue empfunden und sich entschlossen habe, der schwer beleidigten Societät volle Genugthuung zu geben. Er sei also mit seinem Befehrer augenblicklich nach Antwerpen abgereist,

woselbst die Söhne Loyola's ein Collegium besaßen, und habe sich von da nach Rom an den General Franz Piccolomini gewandt, um von ihm die Erlaubniß zur straffreien Rückkehr in den Orden zu erhalten. Diesem Gesuche hätte der General auch wirklich durch einen schriftlich erteilten Generalpardon, dem er noch einen Sicherheitsbrief vom Pabste beigelegt habe, entsprochen, und auf dieses hin sei Jarrige so gerührt worden, daß er augenblicklich einen Widerruf seiner früher gegen die Söhne Loyola's ausgestoßenen Verläumdungen aufgesetzt und dem Druck übergeben habe. Nach Vollendung dieses Sühnopfers aber sei er von Antwerpen in's Professhaus nach Tulle in Frankreich übersiedelt und habe da noch bis zum Jahr 1670 gelebt, hochgeachtet und geehrt von allen seinen Brüdern und Mitprofessen. So erzählen die Jesuiten und zum Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung weisen sie auf den Widerruf Jarrige's hin, welcher in der That existirt und anno 1651 aus dem Hause der Jesuiten in Antwerpen hervorging. Allein andere Leute — und dieß ist die zweite Lesart, von der ich oben gesprochen habe — meinen, der besagte Widerruf sei ein reines Nachwerk der Söhne Loyola's, mit dem Jarrige nichts zu thun gehabt habe und auch nichts zu thun haben konnte, weil er anno 1651 gar nicht mehr am Leben gewesen sei. Derselbe sei nämlich ganz kurz nach dem Erscheinen Ponthéliers in Leyden urplötzlich verschwunden und nachher nie mehr von irgend einem Menschen gesehen worden. Auch hätten alle Nachforschungen, welche man sogar von Amtswegen nach ihm anstellte, nicht den geringsten Erfolg gehabt, denn Ponthéliier sei mit seinen Genossen zu gleicher Zeit ebenfalls verduftet und habe auch nicht die geringste Spur hinterlassen. Ohne allen Zweifel liege also hier ein Verbrechen, nämlich entweder das Verbrechen des Mords oder das der gewaltsamen Entführung, vor, und wenn letzteres, so sei Jarrige wahrscheinlich von Ponthéliier und Genossen gefesselt und geknebelt bei Nacht fortgeschafft worden, um ihn in einem jesuitischen Kerkerloche vermodern zu lassen. So behaupteten die Nichtjesuiten und fast die ganze gebildete Welt stellte sich auf ihre Seite; was aber der geneigte Leser thun wird — nun, das will ich ihm selbst überlassen.

Einen noch weit ärgeren Lärm, als das Buch: „Die Jesuiten

auf dem Schaffot," machte ein um dieselbe Zeit erschienenenes Werk, welches den Titel: „Lucii Cornelii Europæi Monarchia Solipso-
rum“ (die Monarchie der Solipsen geschildert von Lucius Corne-
lius Europæus) führte und wie man im Augenblick erkannte, nichts
anderes war, als die vollständigste Enthüllung des wahren Wesens
des Jesuitenordens, denn unter dem Wort „Solipsen“ das ist auf
deutsch: „Leute die ganz allein herrschen wollen," sind einzig und
allein die Söhne Loyola's zu verstehen. Der Verfasser dieses höchst
merkwürdigen Buches geht davon aus, daß er uns die außerordent-
liche Größe, Ausdehnung und Unbeschränktheit der Macht, welche
dem Beherrscher der Monarchie der Solipsen zukomme, mit glühen-
den Worten schildert. „So unumschränkt," sagt er, „sei diese Macht,
daß was er auch befehle, und giengen diese Befehle sogar wider die
Vernunft, die Gerechtigkeit, die Moral, gegen göttliche und mensch-
liche Gesetze — daß dennoch seine Unterthanen blindlings und ohne
zu überlegen gehorchen müßten.“ Drauf führt uns der Verfasser
in die Hauptstadt der Monarchie der Solipsen, das ist nach Rom,
zeigt uns da die vielen prächtigen Häuser, respective Paläste, welche
den Solipsen gehören und macht uns sofort mit dem wahrhaft
königlichen Glanz bekannt, in welchen sich der damalige Beherrscher
der Monarchie, der despotische Avidius Cluvius, wie er ihn
nennt (er meint den Ordensgeneral Claudius Aquaviva),
zu hüllen pflegte. „Er, der stolze Mann, welcher, die übrigen
Souveraine des Occidents und Orientis nachahmend, Niemanden,
selbst nicht einmal seine Minister vorließ, ohne daß sie ihm demü-
thigt die Hand küßten.“ Von den Palästen aus werden wir in
die Collegien der Solipsen geführt, und auf diesem Gange belehrt
uns der Verfasser der Monarchie, daß die besagten Unterrichts-
anstalten als die ersten und vollkommensten in der Welt von den
Solipsen ausgeschrieen würden. Man solle sich jedoch, meint er
dann weiter, durch den äußern Schein, auf den alles berechnet sei,
nicht täuschen lassen, sondern der Sache auf den Grund sehen und
da werde man sicherlich finden, daß die Zöglinge es weder in den
Sprachen, noch in der Philosophie, noch in der Theologie zu einer
großen Gelehrsamkeit bringen. Eben so schlecht stehe es, fährt er
darauf fort, um die Besetzung der höheren Stellen im Staate der
Solipsen, indem gerade zu den höchsten Würden die allerschlimmsten

Mitglieder befördert würden. Auch beruhe das ganze Regiment auf einem System der höchst ausgebildeten Spionirerei und die Zahl der Angeber sei eine wahrhaft ungeheuerliche; wer aber in diesem Fache etwas Erkleckliches leiste, der dürfe sicher auf Beförderung rechnen, und wenn er sich selbst eines Diebstahls, Raubs oder sonstigen Verbrechens schuldig gemacht hätte. In dem Reiche der Solipsen nämlich herrsche ein ganz anderes Moralgesetz, als bei den übrigen Menschenkindern, und es gelte dort möglicherweise etwas als tugendsam, was nach der Christenlehre aufs ärgste verpönt sei. Kurz der Verfasser der Monarchie der Solipsen entwirft ein so durchaus vollständiges Gemälde von der Societät Jesu und läßt den Leser so tief in die Geheimnisse des Ordens hineinschauen, daß, als das Buch erstmals erschien, alle Welt sich aufs höchste pickirt fragte, wer denn der Verfasser desselben sei. So viel stand sicher, daß der Name Lucius Cornelius Europäus nur ein fingirter war, und nicht minder gewiß wußte man, daß nur ein wirklicher Jesuit, nur ein wirkliches Mitglied des Ordens und zwar nur ein höher gestelltes Mitglied desselben, das Buch geschrieben haben konnte, denn ein untergeordnetes Mitglied hatte keine Kenntniß von dem, was der Pseudonym Europäus mit so außerordentlicher Virtuosität dem Publikum kundthat. Die Societät Jesu mußte also nothwendigerweise einen Verräther in ihrer Mitte haben, aber — wer war dieser Verräther? Mit wüthender Begier forschten die Söhne Loyola's nach ihm und der erste Verdacht fiel auf Melchior Inkhofen, Professor am deutschen Collegium zu Rom. Zum Glück jedoch konnte er sich rechtfertigen und entging so der furchtbaren Strafe, die man ihm bereits zugebracht hatte. Später meinte man aus gewissen Indicien darauf schließen zu dürfen, daß der Pater Julius Clemens Scotti, ein venetianischer Jesuit, die schreckliche That begangen habe, und der Umstand, daß das Buch anno 1645 in einer venetianischen Druckerei zum ersten Male das Licht der Welt erblickte, scheint diese Ansicht zu bestätigen, allein eine Gewißheit konnte man nicht hierüber erhalten, weil Scotti, als der Verdacht sich auf ihn lenkte, bereits verstorben war und der Drucker auf keine Weise zu einer bestimmten Aussage bewogen werden konnte. Verhalte es sich nun aber hiemit, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß das Werkchen das größte Aufsehen machte und def-

wegen später nicht nur oft und viel nachgedruckt, sondern auch in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde. Es zeichnete ja die Jesuiten, wie sie in Wirklichkeit waren, und somit hatte Jedermann ein Interesse daran, es zu lesen. Schade also, daß seine Sprache von dem gemeinen Mann nicht begriffen werden konnte, und daß sich demnach seine Wirksamkeit fast einzig und allein nur auf die Gebildeten beschränkte.

Auf solche und ähnliche Weise verschwand nach und nach der Nimbus, in welchen die Söhne Loyola's ihre Societät zu hüllen verstanden hatten, und der beste Beweis, wie genau in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihre Schädlichkeit von den Aufgeklärteren erkannt worden war, liegt in dem damals zu Neapel erschienenen Büchlein: „Monita ad Principes.“ In diesen „Rathschlägen an die Fürsten“ werden nämlich die Könige und regierenden Herren aufgefordert, die sämtlichen Mönchsorden, vor allem aber die Societät Jesu, aufzuheben und überhaupt mit Rom zu brechen, denn dieß sei das einzige Mittel, den Staat von der Kirche frei zu machen und die Religion des Einflusses zu berauben, den sie bisher über die Politik und die Regierungen behauptete.